Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Dreißigster Jahrgang

Nr. 26 **Marburg i. H., den 29. Juni** **1916**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland und Oesterreich-Ungarn 2,90 Mk., Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche 0,20 Mk. Letzte Annahme für Inserate Freitag. — Postscheckkonto Frankfurt a. M. 9807 — Tel. 202.

Inhalt: Eisernes Gebet — Gleichberechtigung — Zur Würdigung August Vilmars. Drittes Stück: 2. Vilmar nach 1848 — Die Wissenschaft vom deutschen Nationalbewußtsein (Joachimsen) — Verschiedenes: Christentum und Kirche in Rußland und dem Orient (Mulert); Die Deutschen in Galizien (Kaindl, Zöckler u. A.); Dem sozialen Frieden entgegen (Spiecker); Weit hinter den Schützengräben (Bäumer); Aus deutschen Kriegsgefangenenlagern; Kriegs-Literatur; Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Eisernes Gebet

Was klagt ihr über eure Leiden? Gott wird euch nicht erhören. Er hat Verderben beschlossen und wird die Welt verderben.

Die ihr in der Erde wühlt, hingeschleudert in Schlamm und Feuer der Hölle, und nicht anders könnt.

Die ihr um eures Leibes Notdurft flucht und schreit, und nicht anders könnt.

Die ihr von euren hohen Stühlen zu eurer eignen Pein die Scharen der Menschen immer tiefer ins Elend leitet, und nicht anders könnt —

Ihr alle müßt Verderben bringen und Verderben leiden. Gott hat es beschlossen und erhört eure Gebete nicht.

Wahrlich, verderbt und vernichtet wird ein ganzes Geschlecht der Menschen, auf daß abgetan werde die Sünde der vergangenen Geschlechter und des gegenwärtigen.

Auf daß ein neues Geschlecht aus der Wurzel entsprosse und unter einer neuen Sonne wachse, die Gott ihm setzen wird.

Wehe denen, die nicht gewappnet sind gegen das Elend! Werden sie verwundet von *dieser* Not, wie können sie bestehn in der Not, die da *kommen* wird?

Gott ist Eisen geworden. Fühlst du Eisen um dein Herz und um deine Stirn, selig bist du in dieser Zeit, denn du wirst gerettet für die künftige. —

Wahrlich, die Sündflut steigt und wird steigen, bis die Wogen hoch hinbrausen über den Gipfel des Ararat. Dann erst wird Gott den Wassern Einhalt gebieten, daß sie sich verlaufen.

Der du hängst an dem, was dir lieb ist, und es nicht verlassen magst, ersäuft wirst du in den Wogen des Zorns mitsamt dem, was dir lieb ist.

Zu nichte wird, was diesem Geschlecht lieb und begehrt ist. Schlecht war auch seine Liebe, und es soll nichts davon bleiben.

Nur die heilige Arche Gottes fährt auf der Flut, fest gefügt gegen Wogen und Sturm. Darin sammelte Gott den harten Samen der kommenden Zeit. —

Ich sah die Erde als ein Feld von Toten und Sterbenden, es zuckten die Haufen der Sterbenden. Das Geschrei in den Lüften zerriß mein Herz.

Herr Gott, hilf mir gegen diesen Ansturm der Hölle, daß ihre Glut das Eisen nicht schmilzt um meine Brust.

Daß ich mit nüchternem Auge sehe auf all das Elend, und hindurchblicke auf die künftige Zeit deiner Gnade.

Daß ich fühllos werde gegen das Leiden der Leidenden, aber fühle und bewahre, was keimen soll in der künftigen Zeit deiner Gnade.

Daß ich widerstehe all dem Treiben, Zerren und Drängen in mir und um mich, das mich hinabreißen will ins Verderben und in der Tiefe zerquälen. Daß ich still halte und horche allein auf deinen Willen und harre auf die künftige Zeit deiner Gnade. —

Ein Trümmerfeld ist die Erde. Sie wehklagen über Trümmern, sie freuen sich über Trümmern, sie tanzen und jauchzen um Trümmer. Ach, es ist alles *ein* modernder Schutthaufen.

Wahrlich, Leid und Freude dieses Geschlechtes, alles muß vergehn vor dem Zorn Gottes.

Vater unser, dein Reich komme! Amen.

Gleichberechtigung

Ein Jeglicher sei in seiner Meinung gewiß. Röm. 14, 5

Durch Demut achte Einer den Andern höher denn sich selbst. Phil. 2, 3

Von der Formel „Gleichberechtigung der Richtungen“ in der Kirche habe ich einmal geschrieben: dieses Schlagwort sollten wir lieber meiden, es lasse sich im tiefsten religiösen Grunde nicht halten. Auch Freunde haben dazu den Kopf geschüttelt.[1])

„Im tiefsten religiösen Grunde“ habe ich gesagt. Daß die Losung „Gleichberechtigung“ sich zuweilen einstellt, wo geistige Kämpfe auf den Boden des Rechts hinüberspielen, ist natürlich. Es ist wie mit dem Worte „Parität“. Der Staat meint ohne diesen Begriff nicht auskommen zu können den Konfessionen gegenüber. Und vielleicht kann er es auch nicht. Dennoch wird kein Katholik den Anspruch, den sein Glaube und seine Kirche macht, irgend mit diesem Begriff vereinigen können. Ebenso wenig wird ein lebendiger Protestant den Wert, den ihm seine Religion hat, damit verträglich finden. Aber auch der Staat, auch das Jus weiß nicht viel mit der Parität anzufangen. Man zieht sich zuweilen auf die Formel zurück, als spräche sie ein Prinzip aus, von dem her man alles regeln könne. Aber in der Praxis versagt die Formel, weil Katholisch und Protestantisch zwei so verschiedne Erscheinungen sind, daß sie nur schwer unter Eine Behandlungsweise gebracht werden können. Gerade in den kritischen Fällen, wo man vom Paritätsprinzip aus entscheiden möchte, wird die Entscheidung zur Unbilligkeit verurteilt durch das verschiedne Wesen der beiden als gleichartig und gleichwertig behandelten Kirchen. Schon eher scheint Parität oder Gleichberechtigung „der Richtungen“, die wir in den evangelischen Kirchen haben, durchführbar. Aber viel Frieden und Segen hat uns diese Losung heute, kirchengeschichtlich angesehen, auch auf diesem engern Gebiete noch nicht gebracht. Beide Richtungen brauchen, um zu leben, Freiheit zu atmen, Freiheit der Bewegung; sowie das auf eine juristische Form gebracht werden soll, versagt das Jus oder versagt die Religion.

Aber an dieser Stelle soll keine Abhandlung stehen, sondern ein „andächtiges“ Wort, d. i. ein Wort, das mit allem Bewußtsein vor dem Angesichte Gottes gesagt ist.

Und also: „im tiefsten religiösen Grunde“ läßt sich das Wort „Gleichberechtigung“ für verschiedene religiöse Richtungen nicht halten.

1) Vergl. Protestantenblatt Nr. 21 Sp. 331. Christliche Welt Nr. 8 Sp. 158.

Denn 1. kann kein frommer Mensch daran denken, fremde Religion für gleichberechtigt zu erachten mit der seinen. „Ein Jeglicher sei in seiner Meinung gewiß.“ Zur religiösen Ueberzeugung gehört Gewißheit. Ohne Gewißheit keine lebendige, keine wahre Religion. Wenn mich in meinem Glaubensleben der Zweifel begleiten sollte, daß mein Nächster eine bessere Frömmigkeit, eine erhabnere Gottesvorstellung, einen reineren Verkehr mit Gott habe, als ich, dann würde mich das krank machen an meiner Seele. Bin ich meines Glaubens froh, dann bin ichs deshalb, weil ich den Weg zu Gottes Herzen offen sehe und darf ihn auch gehen. Und schließlich kann es zu Gott nur Einen Weg geben, so gewiß es nur Eine Wahrheit gibt und nur Einen Gott. Man zeige mir die erschütterndsten Zeugnisse indischer Religiosität, ich werde niemals in Versuchung kommen, diese Art als gleichberechtigt und gleichwertig mit der meinen zu empfinden; in dem Augenblick aber, wo ich das täte, würde es eine Unruhe in mir auslösen, die erst aufhörte, wenn ich ein Urteil oder eine Erfahrung darüber hätte, ob die Wahrheit dort ist oder bei mir; ist sie aber dort, so würde ich alles tun, um mich mit meinem Glaubensleben dort anzusiedeln. So auch den andern Richtungen in unsrer Kirche gegenüber. Ich habe keinen Raum in mir für die Vorstellung, daß die gebundenere oder die freiere Art, die mir drüben begegnet, gleiches Daseinsrecht habe mit der meinen. Denn in dem Augenblick, wo mir das aufginge, würde ich entweder in der Verwirrung über dieses Vielerlei von gleichen Ansprüchen nicht wissen wo aus und ein. Oder ich würde mich der Ueberzeugung anschließen, die mir bisher fremd war und die ich nun für die richtigere erkannt habe.

So lange und weil das nicht der Fall ist, bin ich in meiner Meinung gewiß. *Daher* schöpfe ich meine Freudigkeit, von Gott zu reden, und den Menschen die gute Botschaft zu sagen, und der Kirche in der Kirche zu dienen. Gerade in der evangelischen Religion, welche die Herrschaft der äußeren Autorität in Gewissenssachen zerbrochen hat, muß um so fester und freier dastehen die Autorität des Gewissens selber, das Vor-Recht der inneren Gewißheit, sich in ihrer ganzen Einfalt und Echtheit rückhaltlos zur Geltung zu bringen.

„Ein Jeglicher sei in seiner Meinung gewiß.“ Ein Jeglicher. Groß und Klein, Gelehrt und Ungelehrt. Wer eine fromme Meinung hat, eine Meinung, die wirklich mit dem lebendigen Gott in Fühlung steht, soll sein Haupt hoch aufheben um der Offenbarung willen, die ihm geworden ist.

2. Das hindert nicht an der Demut, mit der „Einer den Andern höher achtet denn sich selbst.“ Gilt diese Mahnung des Apostels zunächst den Christgläubigen unter einander, die aus dem gemeinsamen Glauben die richtige Konsequenz für ihr gemeinsames Leben ziehen sollen, so gilt es doch auch über die Gemeinde hinaus, und in der Gemeinde denen gegenüber, die anders stehen als ich. Eines Orthodoxen Orthodoxie kann ich nicht höher achten als meine Ueberzeugung, wenn es eben zu dieser gehört, daß ich Orthodoxie ablehne. Und eines Liberalen Liberalismus kann ich nicht höher achten als meine Ueberzeugung, wenn es zu dieser gehört, daß ich diesen Liberalismus ablehne. So wenig ich eines frommen Indiers Religion höher achten kann als die meine, weil ich eben ein Christ bin und meine Religion die seine ausschließt. „Gar manches Herz verschwimmt im Allgemeinen“ — das mache ich als Christ nicht mit, sondern — „Doch widmet sich das edelste dem Einen.“ Anders weiß ichs nicht, und anders kann ichs nicht. Aber nun an dem Buddhisten oder Brahmanen, an dem Liberalen oder Orthodoxen: weshalb sollte ich da nicht Züge, Vorzüge, Gaben, Leistungen auch religiöser Art wahrnehmen, die mich beschämen? Von der festen Basis meiner Gewißheit aus anerkennen, was anzuerkennen ist, ja als Vorhalt, Vorgang und Vorbild empfinden, was so auf mich wirkt?

Und das ist dann etwas ganz Andres als Gleichberechtigung zugestehn. Das spielt sich so gar nicht auf dem Boden des Rechts ab. Auch nicht auf dem der Wissenschaft. Denn Gegenstände der Wissenschaft sind schließlich auch alle gleichberechtigt. Das spielt sich ab als ein Wachwerden, Unruhigwerden, Reicherwerden, als ein Empfangen und Geben, Einlenken und Erobern, Wetteifern und Missionieren, das öffnet die Aussicht auf eine Fülle von Lebens- und Erfahrungsmöglichkeiten, die in der Formel der „Gleichberechtigung“ einfach erstickt werden.

Wie gerne hätte ich das alles besser gesagt! Vielleicht wurde doch deutlich, welches innere Interesse ich an der Kritik dieses Schlagworts nehme. Es mag ja irgendwo und irgendwann seinen Wert haben. Zuweilen wie das Zünglein an der Wage wirken. Aber die Hauptsache ist nicht das Zünglein, sondern daß auf der Wage etwas liegt. Und wo möglich etwas, das recht schwer wiegt.

R

Zur Würdigung August Vilmars

2. Vilmar nach 1848

Es kommt das Jahr 1848. Man muß die Schilderung dieses Jahres und auch die des Jahres 1850 bei Hopf selbst nachlesen. Man erlebt die Seelenspannung, in der die Menschen damals gelebt haben, gewissermaßen noch einmal mit. Dieses Zeit- und Kulturbild wird das beste bleiben, das wir von diesem Jahre besitzen. Auch Vilmar ist über den ersten Verlauf der Dinge begeistert, der alle aufrichtigen Patrioten erwarten ließ, daß nunmehr ein einiges deutsches Vaterland mit der erwählten Nationalversammlung und einem erwählten Kaiser an der Spitze werden würde. Solche Begeisterung spricht er in einem Briefe an seinen Sohn Otto (Hopf 2, 5 ff.) aus. Offen äußert er auch seine Unzufriedenheit über das bisherige Regierungssystem mit seinem Gewaltregieren und seinem Gewaltkirchenmachen. Triumphierend sagt er: „Nun wird auch das östliche Deutschland hinter dem westlichen drein müssen.“

Und auch er, der tatkräftige Mann, will dazu mithelfen, daß in der großen Bewegung das Gesunde die Oberhand behalte. Er will eine Zeitung gründen, wenn sie auch nur kurze Zeit bestehen sollte, in der er mit der nun gegebenen Lage der Dinge ehrlich weitergehen, aber auch der Wahrheit in politischen Dingen und der deutschen Treue in nationalen Dingen dienen will (2, 7). Diese Zeitschrift ist der „Hessische Volksfreund“, der vom 22. März 1848 bis zum Jahre 1853 erschienen ist. Sein Studium ist äußerst interessant, es zeigt uns Vilmar im guten Sinne als den Mann des Volkes, der dessen Sprache zu meistern weiß wie kaum ein Anderer. Aber durch den sich überstürzenden Verlauf der Dinge, durch das alle Dämme einreißende Hervortreten der demokratisch-demagogischen Elemente wird Vilmar von seiner zuerst freundlichen Stellung hinweggedrängt und aus einem Freund des Neuen Schritt für Schritt ein erbitterter Kämpfer gegen die Demokratie der Straße und die Maulhelden der Volksversammlung, gegen die Revolution. Mit der größten Unerschrockenheit, mit persönlicher Lebensgefahr hat Vilmar in Marburg gegen die Revolution seinen Mann gestanden. Jeder, der es nicht nur mit Büchern, sondern auch im rauhen Leben mit ungeschlachten Menschen zu tun hat, wie wir Dorfpfarrer es oft erleben müssen, der auch weiß, daß in solchen Zeiten aller bloß äußere Anstrich der Zucht und des Anstandes von den Menschen abfällt wie Wasserfarbe im Gewitterregen, daß dann das radikale Böse der Menschennatur offen hervortritt, der muß Vilmar hier seine Bewunderung zollen. Und doch so hoch ich den Wahrheits- und Kampfesmut Vilmars auch einschätzen muß, das berührt mich schmerzlich, daß er, der Mann des Volkes, durch diesen Aufschrei der Massen, durch all dies wüste Gebaren hindurch nicht den Notschrei des sozial gedrückten, im Hungerjahr 1847 doppelt gedrückten und verelendeten Volkes gehört hat, so wie Raiffeisen und Wichern ihn gehört haben. Und ich frage mich, woher das kommt. Als Antwort ergibt sich nur das Eine: der Mann des Volkes und des Volkstums in Vilmar wird verschlungen von dem Manne der offiziellen Kirche und dem Manne des Staates. Dieses beides werde ich nunmehr näher zu begründen haben, wodurch ich mich allerdings von der Stimmung des Hopfschen Werkes weit entferne und wo meines Erachtens die Kritik Vilmars mit Wucht einzusetzen hat.

Betrachten wir zuerst Vilmars *kirchliche Entwicklung* in dieser Zeit. Die neue Reichsverfassung vom 27. Dezember 1848, die bereits am 3. Januar 1849 auch für Kurhessen als Staatsgesetz

proklamiert wurde, vollzog in den §§ 14—17 die Trennung von Kirche und Staat. Jede Religionsgesellschaft ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbstständig. Keine Religionsgesellschaft genießt vor anderen Vorrechte durch den Staat. Es besteht fernerhin keine Staatskirche mehr. Bürgerliche Trauung und bürgerliche Standesbücher werden eingeführt. Dies waren die Grundgedanken für eine sich vollziehen sollende Trennung von Kirche und Staat.

Wie man nun auf dem Wittenberger Kirchentage für ganz Deutschland sich fragte, was nun werden solle, so tat man es auch in Hessen. Zunächst beriet man auf eine Anregung der Regierung hin gemeinsam. Mehr und mehr aber gingen die um Vilmar gescharten konfessionellen Kreise des Landes ihre eigenen Wege. Ihren Höhepunkt erreichten die Gedanken dieses Kreises in der so berühmt gewordenen Jesberger Konferenz vom 14. Februar 1849, deren Beschlüsse geradezu den Nimbus eines hessischen Kirchenkonzils erlangt haben. Wenn wir gerecht urteilen wollen, müssen wir diesen Bestrebungen ein durchaus aufrichtiges Bemühen zuerkennen. Man lese nur im Volksfreund die begeisterten Stimmungsberichte der zahlreichen Konferenzen, die in dieser Zeit gehalten worden sind. Sie sind unter dem ersten Eindruck geschrieben mit den großen, schwärmerischen Erwartungen, welche man an die zu erhoffende Neugestaltung und Selbständigkeit der Kirche knüpfte. Noch sind Vilmar und Heppe, die beiden erbitterten Gegner von später, in engster Harmonie ihrer Anschauungen. Volltönend ruft Heppe auf einer Konferenz zu Treysa: Wir müssen wieder Bischöfe haben. Damit meinte er das althessische Superintendentenamt. Und auch Heppe spricht von dem ordo (Orden) des geistlichen Amtes, der allein helfen könne. Am deutlichsten und kürzesten aber hat es Vilmar selbst in einem Briefe an seinen Bruder Wilhelm ausgesprochen, was er als Ziel vor Augen hatte: Neues will man jetzt schaffen.

> Aber es heißt in dieser Wirrnis das Alte festgehalten, d. h. dasjenige Alte, welches geistliches Mandat hat. Dies ist allein, so viel ich sehen kann, das geistliche Amt, und dies muß, wenn es zu einer Aenderung des bisherigen Kirchenregimentes kommen sollte, die Hände ausstrecken, um sein Eigentum zurückzuempfangen. (2, 63)

So tritt uns nun hier bei Vilmar eine Anschauung entgegen, die seinen Namen als Theologen weithin bekannt gemacht hat, ja, die man als ein neues Dogma zu bezeichnen hat: die Lehre vom geistlichen Amte. Wie kam er denn zu dieser Lehre? Ich kann es mir nur aus den Erfahrungen des Jahres 1848, aus seiner oben schon dargestellten Lehre von der Kirche und aus der durch Thiersch vermittelten Einwirkung des Irvingianismus erklären.

Gegenüber der Brandung der Revolution muß ein Fels unerschütterlich dastehen. Das ist das geistliche Amt. Es ist die sakramentale Fortsetzung des durch Christus selbst eingesetzten Hirtenamtes. In sakramentaler Kraft auf Grund der Geistesmitteilung in der Ordination legt dieser ordo autoritativ das Gotteswort aus und spendet im Sakrament die Vergebung der Sünden. Nicht zu verkündigen, sondern zu spenden hat er sie. Alle Versuche, dies geistliche Amt irgend wie als Mandat der Gemeinde aufzufassen, werden von Vilmar scharf zurückgewiesen. In den Pastoraltheologischen Blättern 1, 27 ff. bespricht er die Schäden der Zeit (1861):

> Vollends verloren gegangen ist die Erkenntnis, daß der Pfarrer über der Gemeinde stehe, ihr gesetzt sei als Wächter und Hirte. Die hochgehenden Wogen der kirchlichen Demokratie drohen gegenwärtig den Kirchenacker weit und breit zu überfluten. Gemeinde ist das Zauberwort geworden, welches alle Schäden heilen soll, die Amt und Kirche verschuldet. Die Kirche auf das Prinzip der Autonomie der Gemeinde zu erbauen — dieser Grundzug der Gegenwart ist ein Krieg gegen die objektiven Heilsinstitutionen Gottes, ein kirchlich revolutionäres Prinzip, man mag das nun erkennen oder nicht erkennen.

Geschichtlich und psychologisch erklären kann man sich solche Anschauungen aus der Ratlosigkeit über die Revolution, der gegenüber man auch auf kirchlichem Gebiete ein Gottesgnadentum des Amtes aufrichten will, erklären kann man es sich auch aus der unfruchtbaren demagogischen Art, welche besonders in den großen Stadtgemeinden im Bunde mit einem flachen Vulgärrationalismus sich bis in die fünfziger Jahre hinein breit gemacht hat. Aber um so ernstlicher muß man fragen: Ist denn das der Geist Luthers, besonders in den großen Reformationsschriften, der hier durch Vilmar spricht, ist es auch etwa der Geist des Apostels Paulus, der in seinem zweiten Korintherbrief ein unvergängliches Zeugnis von der Herrlichkeit seines Apostelamtes dargelegt hat und der sich seiner Gemeinde gegenüber weiß „nicht als Herr ihres Glaubens, sondern als Gehilfe ihrer Freude"? Wir müssen offen sagen: Nein.

Aber, wie schon bemerkt wurde, Vilmars Lehre vom geistlichen Amt hat ihren Hintergrund in seiner Lehre von der Kirche. Die Kirche ist für Vilmar völlig eine sakramentale Heilsinstitution geworden. Durch solche Feststellung der objektiven Heilsinstitution, durch seine oben gezeichnete Auffassung vom Bekenntnis will Vilmar, der Mann des praktischen Lebens, allen Subjektivismus und allen Zweifel zu Boden schlagen, wie es Haußleiter als Vilmars große Lebensaufgabe bezeichnet; will ihn als satanische Versuchung zurückwerfen. Ich meine, wir sind heute darüber im Klaren, daß er durch solchen sakramentalen Objektivismus nicht besiegt wird, oder wir müßten letzten Endes zur katholischen Kirche zurückkehren. Hier sind die Grenzen im Lebenswerk Vilmars. Die sakramentale Institution der Kirche verschlingt alles Persönliche, verleugnet den Grundgedanken des Protestantismus. Wohl hat Vilmars Persönlichkeit die Tiefe evangelischen Glaubens gekannt und in ihr gelebt, wie ich schon zeigen durfte. Aber wo man in den heißen Kämpfen jener Tage ein Wort von der Kraft des Christenglaubens, der in der Liebe wirksam ist, erwartet, wie es bei Wichern doch so herrlich hervortritt, da ist bei Vilmar nur der Hinweis auf die Kirche als die durch ihre Institution rettende Macht. Ich meine, das müßten wir Heutigen mit aller Schärfe als die Schwäche Vilmars erkennen, wenn wir auch als Männer der Praxis noch so sehr von der erzieherischen Macht der kirchlichen Sitte und kirchlichen Tradition überzeugt sind. Der ungeschriebene Kodex kirchlicher Sitte und der noch so tiefe Zusammenhang mit der Gemeinschaft der Gläubigen auch in unseren Altvorderen darf uns nie und nimmermehr zu einem zwingenden corpus iuris werden. Ich will bemerken, daß diese meine Gedanken über Vilmars Werk gerade durch eine katholische Rezension des Hopfschen Werkes zur Klarheit gekommen sind. In der katholischen westdeutschen „Zeitschrift für Geschichte und Kunst" Band 32 schreibt ein Herr Oppermann aus Utrecht am Schlusse seiner ausführlichen Rezension:

> Man hätte gewünscht, doch wenigstens mit ein paar Sätzen die Grenzen von Vilmars Wesen umschrieben zu finden. Sie liegen darin, daß nicht die Religion, sondern die Kirche, die Organisation zur Aufrechterhaltung von Autorität, Zucht und Ordnung sein ganzes Wesen erfüllt. (S. 261)

Damit nun nicht der Verfasser in die Gefahr kommt, wegen solcher freimütiger Aeußerung auf den Index zu kommen, klebt er über dieses Wort als Pflästerlein:

> Nicht der werdende, sondern der entartende Protestantismus hat ihm das Gepräge gegeben.

Doch nun zurück zu Vilmar selbst. Er hat Gelegenheit gehabt, einen Teil seiner Grundsätze zu verwirklichen, als er, im Jahre 1850 als vortragender Rat in das Ministerium nach Cassel berufen, nebenamtlich zum Gehülfen und Stellvertreter des hochbetagten Generalsuperintendenten Ernst ernannt wurde.[1]) In diesen vier Jahren hat er durch seine ganze Tätigkeit das gesteckte Ziel erreichen wollen. Wiegand bemerkt, daß sich Vilmar mit hirtenamtlichen Erlassen geradezu überstürzt hat. Der Inhalt und Zweck dieser Erlasse und aller seiner Ansprachen, wie wir sie bei Grebe finden, und die ein fast übermenschliches Maß von Arbeitskraft enthalten, ist ein tiefer und ernster, und diese Zeit hat auch auf unser Hessenland segensreich eingewirkt. Viele unsrer älteren Pfarrer verdankten dieser Vilmarschen Zeit ihren hingebenden Eifer und ihre Hirtentreue. Aber unwillkürlich schreckt man doch zurück, wenn in den Erlassen und Reden Vilmars Worte wie z. B. „allein seligmachende Kirche" als Prädikat unsrer evangelischen Kirche sich wiederholen. Als charakteristisches Beispiel führe ich ein von Vilmar vorgeschriebenes Formular zur Wiederaufnahme reuiger Sektierer in die Landeskirche an:

> Erste Frage: Bekennt ihr, daß ihr durch euren Uebertritt zur sogenannten freien Gemeinde zu A. die heilige, christliche, evan-

1) Vgl. Grebe: Vilmar als Oberhirte der Diözese Cassel. 1914.

gelische Kirche, deren Haupt Jesus Christus, der Gekreuzigte und Auferstandene ist, gelästert habt und eurem Taufbunde untreu und der Verheißung der ewigen Seligkeit, welche euch in der heiligen Taufe... gegeben war, verlustig geworden seid?

Zweite Frage: Ist euch diese Lästerung der heiligen, christlichen, evangelischen Kirche und die Untreue gegen den Herrn und Heiland von Herzen leid und entsagt ihr den gottlosen Irrtümern, zu welchen ihr euch habt verführen lassen...?

Sind die vier vorgelegten Fragen beantwortet, so erfolgt Spendung der Sündenvergebung mit den abschließenden Worten:

Im Namen desselbigen Herrn Christus und kraft der von meinen geistlichen Oberen übertragenen Kirchengewalt nehme ich euch, nachdem eure Sünde euch vergeben ist, wieder auf in die seligmachende Gemeinschaft der heiligen christlichen Kirche evangelischen Glaubens.

Ich frage, welcher evangelische Pfarrer in deutschen Landen würde heute einen früheren Baptisten oder Methodisten in die Landeskirche nach diesem Formular aufnehmen? Gestehen wir doch offen, daß hier wirklich Vilmars Schwäche klar hervortritt.

Selbst Hopf muß zugeben, daß der Kurfürst bei der Nichtbestätigung Vilmars zum Generalsuperintendenten instinktiv die große Gefahr dieser Vilmarschen Anschauungen zunächst allerdings für sein Summepiskopat gefühlt habe. Hopf meint, daß hier eben Prinzip gegen Prinzip gestanden habe. Aber ist nicht auch die furchtbare Erschütterung der hessischen Landeskirche in den siebziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts als verhängnisvolle Wirkung Vilmarscher Gedanken zu bezeichnen?

Wie kam es denn aber, daß gerade die Ernstesten im Hessenlande sich um Vilmar scharten und daß sie die große Gefahr der Vilmarschen Anschauungen nicht sehen wollten, und daß auch heute noch viele sie nicht sehen wollen? Hiermit komme ich zu dem, was mir in meinem Studium über Vilmar und die damalige Zeit doch das Interessanteste gewesen ist. Es kommt daher, daß einmal dieser Vilmar, wie ich oben gezeigt habe, ein Mann des praktischen Lebens und heiligen Glaubensernstes war, und zum anderen daher, daß er, wie eigenartig auch seine Lehre von Amt und Kirche war, sie doch aufs engste mit dem verknüpfte, was er in seiner hessischen Heimatkirche empfangen hatte. So steht hier vor uns die Frage nach dem Bekenntnisstand der hessischen Kirche. Ich verspüre keine Lust, in die Einzelheiten dieses Bekenntnisstreites, ob Hessen ursprünglich lutherisch oder reformiert gewesen sei, hier einzuführen. Diese ganzen Streitigkeiten, welche die Gemüter damals erhitzten und welche heute noch den Zankapfel zwischen Ober- und Niederhessen bilden und einer so wünschenswerten Union der hessischen Kirche im Wege stehen, sind durch die gründliche tiefere historische Erforschung der Reformationszeit — ich nenne z. B. nur die Arbeit von M. Lenz über den Briefwechsel zwischen Bucer und Landgraf Philipp — überholt worden. Wir müssen nach unsrer heutigen Kenntnis sagen: Das ist das Falsche, daß dieser ganze Konfessionsstreit in Hessen nur an einer einzigen Frage, an der Abendmahlsfrage orientiert war. Die rein sakramentale Auffassung Vilmars ist nach dem Vorausgehenden wohl verständlich; auch das ist verständlich, weshalb ihm vom Standpunkt der Heilsinstitution aus diese dogmatische Frage so wichtig war. Aber auch das bekannte Gutachten der Theologischen Fakultät zu Marburg ist trotz aller erstaunlichen historischen Akribie eine „stroherne Epistel". Mit der Eigenart der hessischen Entwicklung nicht vertraut, will es den Streit, ob Hessen anfänglich reformiert oder lutherisch gewesen sei, auch nur von der Untersuchung über die Auffassung der Abendmahlslehre abhängig machen. Wir wissen heute, daß die geschichtlichen Unterschiede zwischen lutherischer und reformierter Kirche nicht so sehr in der Verschiedenheit dieser einen Lehre, sondern in all den Quietiven und Motiven ihres praktischen Handelns bestehen. Als Eigenart der reformierten Kirche haben wir die Tatkraft ihres Handelns, das allmähliche Werden einer Kirchenverfassung, eine stark alttestamentlich gefärbte Ausprägung und den schweren Ernst ihrer ganzen Lebensgestaltung aufzufassen. In der Besonderheit der Abendmahlslehre haben sich die Kirchen, die auf Bucers und Calvins Werk zurückgehen, mehr und mehr der lutherischen Ansicht genähert, oder vielmehr sie haben einen dritten neuen Typus der Abendmahlslehre, — ich möchte ihn den südwestdeutschen Typus nennen — geschaffen.[1]) Die Formulierungen unseres hessischen Landeskatechismus, welche bekanntlich in den lutherischen kleinen Katechismus hineingeschoben sind, zum Teil Luthers Fragen zur Seite geschoben haben, diese Formulierungen, auch in der lutherischen Kirche Hessens heute noch Lehrnorm, weil sie aus der gemeinsam durchlebten Zeit des sechzehnten Jahrhunderts kommen, enthalten z. B. in den Worten vom gegenwärtigen (erhöhten) Herrn Christus, vom wahren Leib und wahren Blut, von der Versiegelung und Uebergebung der Heilsgnade geradezu Fachausdrücke dieses dritten unionistischen Typus der Reformationszeit (!). Aber noch wichtiger ist ein Anderes, was weder Vilmar noch die Fakultät erkannt haben, daß gerade das verfassungsmäßige Leben der hessischen Kirche (Einführung des Kirchenältestenamtes schon 1539), die gesetzlich erzieherische Auffassung der Kirche, die Stellung der hessischen Generalsynoden im sechzehnten Jahrhundert, auch die dogmatische Begründung des Superintendentenamtes nach der biblischen Richtschnur episkopoi, presbyteroi, diakonoi[2]) von der Richtung des Bucerisch-Calvinischen Kirchentypus maßgebend beeinflußt worden sind, während sonst diese Ideen nur in Freikirchen wirksam wurden. In einigen Resten hat Hessen sich diese seine Eigenart bis in die Gegenwart bewahrt. In dieser Eigenart der hessischen Kirche hat der Hesse Vilmar seine Wurzeln gehabt. Es klingt satirisch, aber es ist doch Wahrheit: ins strengste Luthertum wollte Vilmar sich und seine Heimatkirche zurückführen, dabei aber tragen seine alttestamentlich gesetzliche Auffassung, seine Betonung der Institutionen der Kirche deutlich die Züge des reformierten Erbteils der hessischen Kirche! Ich möchte sogar vermuten, daß die Bedeutung der Handauflegung, wie sie Bucer im Jahre 1539 durch die Ziegenhainer Kirchenordnung als Kampfmittel gegen die Schwarmgeisterei in die hessische Kirche eingeführt hatte (vergl. Anrich), auch für das Entstehen der Lehre Vilmars vom geistlichen Amt wirksam gewesen ist. Darin, daß Vilmar mit allen seinen Anschauungen in der hessischen Kirche wurzelte, beruht neben dem tiefen Berufs- und Glaubensernst dieses Mannes das Geheimnis seiner bis heute fortbestehenden Wirkung.

Nun erhebt sich die Frage: Hätten denn nicht diese Gedanken Vilmars, zumal sie so eng mit dem hessisch Gewordenen zusammenhingen, eine reine, wenn auch nicht vom Standpunkt des persönlichen Glaubenslebens ideale Wirkung hervorrufen können? Es ist auch hier wieder sein Verhängnis gewesen, das ich schon in seinem ersten Wirken zeigte, daß Vilmar, der Kirchenmann, zugleich einflußreiches Mitglied des Ministeriums war und den Kampf der Reaktion, den in der deutschen Geschichte so bekannt gewordenen hessischen Verfassungskampf, in welchem die Mehrheit des Landtages und der Staatsbeamten gegen den Kurfürsten und sein Ministerium stand, mitgekämpft hat. In diesen Tagen war sein „Volksfreund" förmlich das Regierungsorgan der hessischen Regierung. Vilmar hat das aus ehrlicher Ueberzeugung getan und hat dem Kurfürsten und seinem Freunde Hassenpflug die Mannentreue gehalten. Aber das hat Vilmar — und auch mit Recht — in weiten Kreisen so geschadet, daß er diese seine persönliche und politische Auffassung nun auch religiös-kirchlich öffentlich begründet hat. Das von ihm als Superintendenturverweser entworfene Bußtagsformular des Jahres 1850 enthielt in dieser Zeit des Zwiespaltes zwischen Fürst und Volk die Gebetsworte: „Segen unserm Kurfürsten... laß den Geist der Kraft auf ihm ruhen, damit er nach deiner Vollmacht die Frevler strafe" und wiederum 1851 die Worte: „ein Rächer der Frevler und Verächter"! Man sieht hieraus, daß der Vergleich mit dem Tun Calvins in Genf kein zufälliger ist, sondern auch seine tiefere Bedeutung hat.

Zum Schluß sei noch ein Wort über Vilmars Persönlichkeit und sein Verhältnis zur theologischen Fakultät gestattet. Das uneigennützige Wollen Vilmars, der auch äußerlich nie auf Rosen gebettet war, muß heute unbedingt anerkannt werden. Der hier

1) Anrich: M. Bucer. Straßburg, Trübner 1914.
2) Bischöfe, Presbyter, Diakonen.

durch das Hopfsche Werk gewonnene Eindruck ist durch meine Einsicht der Akten des Universitätskuratoriums noch verstärkt worden. Die große Gefahr Vilmars war die leidenschaftliche Art seines Kämpfens, die auch vor den stärksten Ausdrücken nicht zurückschreckte, war sein düsterer Pessimismus in der Beurteilung der Menschen und, wie wir oben sahen, das Unterordnen alles Persönlichen unter die Institution der Kirche. Wie viel fehlte ihm doch von der goldenen, sonnigen Art Dr. Martin Luthers mitsamt dessen kindlichem Gottvertrauen! Selbst Hopf muß zugeben, daß Vilmar oft unnütz sich in der Beurteilung der Menschen gequält hat. Und diese Schwächen Vilmars mußten in Erscheinung treten, als er, tief verbittert über die Nichtbestätigung seiner Wahl zum Generalsuperintendenten durch den Kurfürsten, bereits ein alternder Mann, als Professor der Theologie nach Marburg berufen wurde, als er somit in ein Kollegium eintrat, dessen Tun er eigentlich schon im Prinzip verurteilte, wie uns seine „Theologie der Tatsachen" beweist. Dieser von vornherein bestehende geheime Zwiespalt zwischen ihm und der Fakultät kam offen zum Ausbruch, als er im Herbst 1857 gegen seinen Kollegen Ernst Ranke, dessen Ernennung zum oberhessischen lutherischen Superintendenten in Aussicht stand, ein anonymes vertrauliches Flugblatt verfaßte. Es wollte dartun, daß Ranke infolge seiner Unterzeichnung des bekannten Fakultätsgutachtens zur Bekleidung des lutherischen Superintendentenamtes nicht tauglich sei. Vilmar hatte das gute Recht, von seinem Standpunkt aus gegen das Gutachten öffentlich aufzutreten und hatte es auch bereits getan. Aber daß er nun um der Pfarrer willen, die diese Broschüre nicht gelesen hatten, solch ein vertrauliches Schreiben abfaßte, in dem er ohne Namensnennung seinen Arbeitsgenossen Schmähung der lutherischen Kirchenlehre vorwarf und darum Ranke als ungeeignet für das Superintendentenamt darstellte, bleibt ein Unrecht Vilmars und eine grobe Verletzung seiner kollegialen Pflichten, auch der Beziehungen von Mensch zu Mensch. Und noch mehr: der Brief Vilmars an seine Kollegen Ranke und Henke vom 18. Januar 1858, in dem er sich zur Verfasserschaft dieses Flugblattes bekennt, ist so geschraubt und gewunden, daß ihn jeder Freund ehrlicher und männlicher Redeweise nur mit tiefem Bedauern lesen kann. Man ist erschrocken, den sonst so offenen Kämpfer auf einem solchen Wege zu finden. Ebenso geschraubt ist auch der Versuch der Linderung des Wortes „Schmähung", wie er ihn in der nachfolgenden Gerichtsverhandlung gemacht hat. Einmütig war darum auch der Protest der theologischen Fakultät gegen solche Handlungsweise Vilmars. — Um aber gerecht zu urteilen, muß ich feststellen, daß im weiteren Verlauf dieses Streites auch auf der Vilmar gegenüberstehenden Seite durch die von Professor Heppe beeinflußte Schenkelsche Kirchliche Zeitschrift und durch das Mitglied der theologischen Fakultät, Professor Gildemeister, die Grenzen des Gebührlichen stark überschritten worden sind. In dem Bekenntnisstreit hatte Vilmar den hessischen Theologen der Reformationszeit, Leningus, auf den sich die Fakultät in ihrem Gutachten berufen hatte, und der von dem sonst sehr vorsichtigen Hassenkamp in seiner Hessischen Kirchengeschichte nebst dem Theologen Melander als „verächtlicher Hoftheologe" des Landgrafen bezeichnet wird, der zuerst des Landgrafen Nebenehe rechtfertigte, ein „schmutziges Subjekt" genannt. Dieser starke Vilmarsche Ausdruck ist allerdings für eine theologische Schrift nicht gerade passend zu nennen. Aber noch viel unpassender ist die grimmige Antwort Gildemeisters, wo er fragt, ob etwa Vilmar deshalb diesen Ausdruck gebraucht habe, weil ihm von Leningus bekannt geworden sei, daß er gegen zwei Kollegen heimliche und aufhetzende Pasquille ausgestreut habe.[1]) Noch ehrenkränkender mußte für Vilmar eine Notiz Schenkels im 7. Heft seiner „Allgemeinen kirchlichen Zeitschrift" 1860 S. 611—612 sein:

> In dem gleichfalls gesegneten Lande Kurhessen hat Dr. Vilmar sich neuer Visionen zu rühmen, womit er seine, bereits an Alles gewöhnte Geistlichkeit unterhält. Nachdem ihm bekanntlich schon vor Jahren der Satan leibhaftig erschienen war, erzählte er jetzt tränenden Auges auf dem Missionsfest zu Viermünden, wie er nunmehr auch den Herrn Jesus gesehen, nicht etwa im geistigen Sinne, nein wesentlich und leibhaftig: Und wenn ich dereinst in den Himmel komme, will ich ihn sofort wiedererkennen und ausrufen: du bist es. Schließlich rief er Gott zum Zeugen für die Wahrheit dieser seiner Aussagen an. Seine gleichzeitige akademische Wirksamkeit verdankt ihren Blütestand hauptsächlich der industriösen Kunstfertigkeit, obligate Kollegien in wenigen Stunden zu herabgesetzten Preisen zu lesen. (611 f.)

1) Gildemeister: Das Gutachten der theologischen Fakultät und seine Bestreiter, 1859 S. 44.

Bei solcher unwürdigen Kampfesweise fühlt man sich unwillkürlich in die — Gott sei Dank — vergangenen Zeiten der rabies theologorum früherer Jahrhunderte zurückversetzt. Mit um so größerer Freude muß ich auf Grund meiner Kenntnis der Akten der theologischen Fakultät zu Marburg die durchaus lautere und echt christliche Gesinnung der beiden Theologen Ranke und Henke hervorheben. Henke hatte, ehe es zum Prozeß gegen Vilmar kam, gebeten, daß man gemäß dem Heilandsworte in Matth. 18 noch einmal persönlich mit Vilmar verhandeln solle. Und Ranke hat später als Dekan der Fakultät innerhalb dieser gegen die oben wiedergegebene Verdächtigung Vilmars in der Schenkelschen Zeitschrift ausdrücklich protestiert und einen einmütigen öffentlichen Protest der Fakultät beantragt und zugleich der akademischen Tätigkeit Vilmars das beste Zeugnis ausgestellt:

> Vilmars Kollegien sind auf ausgezeichnete Weise besucht und üben eine ausgezeichnete Wirkung. Davon zeugen die curricula vitae unserer Examinanden. Man jauchzt förmlich, zu Vilmars Füßen sitzen zu können, man besucht auswärtige Universitäten, hört andere berühmte Männer und kehrt mit Eifer zu seinen Vorträgen zurück, und was man daran rühmt, ist nicht etwas Aeußerliches, Redegabe usw., sondern das Innerlichste, was es geben kann, Befestigung im Glauben an Christus, Begründung einer in sich einigen Erkenntnis. (Akten der theologischen Fakultät zu Marburg 24. 9. 60.)

Diese Worte schreibt der zwei Jahre zuvor von Vilmar so hart mitgenommene und hinterrücks angegriffene Mann. Und in denselben Tagen (30. 6. 60), wo Ranke solches erklärt, schreibt Vilmar in einem Briefe:

> Die Gegner haben ja soweit ihren Zweck erreicht, in der Hauptsache aber das Gegenteil, denn die Meinung richtet sich nunmehr ziemlich allgemein gegen Gildemeister nicht allein, sondern auch gegen Scheffer, Henke, Ranke, Heppe et hoc genus omne. (2, 312)

Wo hier die tiefere christliche Gesinnung zu suchen ist, ob bei Ranke oder bei Vilmar, kann nach Vorstehendem nicht zweifelhaft sein.

In seiner Rede am Grabe Vilmars hat Henke als das große Verdienst Vilmars „die starke und schonungslose Aufrüttelung der Geister" aus seinem feurigen Eliaseifer heraus bezeichnet. Ebenso fein sagt er aber auch bei den Verhandlungen über den Nachfolger Vilmars:

> Ich kann auch nicht umhin zu finden, daß dessen, was ich starke und schonungslose Aufrüttelung genannt, nun einstweilen genug gewesen ist, daß es auch in seinen Schranken heilsam gewesen, aber daß es durchaus nicht zu wünschen sein wird, es möge bei uns in derselben Weise permanent und chronisch werden. Ich hoffe, daß das Maß dessen, was der ehrwürdige Nitzsch „Altertumssucht, welche neuerungssüchtig wirkt" nennt, allmählich voll sein werde und daß dann die Dogmatik sich wieder ein Herz fassen und abgewandt von der Altertümelei, welche das Wort Gottes nur mit der Contrasignatur des sechzehnten Jahrhunderts annimmt, wieder selbst unmittelbar an die heilige Schrift herantreten und neues Leben daraus schöpfen werde. Purius ex ipso fonte bibantur aquae.[1]) (Akten der theologischen Fakultät.)

Indem ich der Theologischen Fakultät zu Marburg für die Erlaubnis zur Einsichtnahme ihrer Akten an dieser Stelle danke, hoffe ich durch vorstehende Mitteilungen eine objektivere Beurteilung der Angelegenheit gegeben zu haben, als sie bei Hopf zu finden ist. Ich bemerke aber ausdrücklich, daß die eben vorgetragene Auffassung nur mein Urteil in der Angelegenheit wiedergibt.

Wenn wir diesen Fehler Vilmars offen eingestehen und uns überhaupt der Grenzen seines Wesens und seines Werkes klar bewußt geworden sind, so bleibt nur um so nachhaltiger der Eindruck von dem Großen und Guten, das Vilmar insbesondere unserer hessischen Heimat gegeben hat. Möge dazu auch das Bleibende in dem Buche W. Hopfs, dessen wir uns dankbar freuen, mithelfen.

Johannes Fenner

---

1) Reiner mögen die Wasser aus der Quelle selbst getrunken werden.

Die Wissenschaft vom deutschen Nationalbewußtsein

Der Krieg hat auch die Geisteswissenschaften vor neue Aufgaben gestellt. Es ist derselbe Vorgang wie sonst oft in der Geschichte der Wissenschaften: nachdem sich die Wissenschaftslehre lange genug mit der Frage nach Möglichkeiten, Sicherheit und Schranken der Erkenntnis beschäftigt hat, stellen Leben und Zeit plötzlich die Forderung: „Dies müssen und wollen wir wissen, auf diese Fragen und Zweifel fordern wir Antwort, dies müßt ihr leisten, wenn ihr überhaupt ein Daseinsrecht in unserm Geistesleben haben wollt.“ Neue Gebiete der einzelnen Wissenschaften werden so betreten, neue Wissenschaften entstehen, wenig angebaute Wissenschaften erfahren eine größere Beachtung. Ferner sind es die großen Aufgaben, die Feststellung der großen Zusammenhänge, die Klärung der grundlegenden Begriffe, die jetzt in Angriff genommen werden, während es der alten Wissenschaftslehre, der Erkenntniskritik, entsprochen hatte, daß man sich immer mehr auf Einzelforschung, Einzeluntersuchung, Einzeldarstellung beschränkte. Jene ersten großen Würfe, durch die neue Wissenschaften entstehen, ziehen dann ihrerseits wieder die Kleinarbeit ganzer Geschlechter nach sich, wodurch sie gesichert, verbessert und ergänzt werden. So erleben wir immer wieder das große Gegenspiel von Frage und Antwort: der neuen, beunruhigenden, aufregenden Fragestellung, die zu einer ersten umfassenden Beantwortung zwingt; dann die eigentlich wissenschaftliche Durcharbeitung der Antwort und zugleich die Erledigung des damit eröffneten Stoffkreises; bis endlich die Frage endgültig beantwortet ist und wenig Anlaß zur Bearbeitung mehr gibt, während eine zünftig gewordene Fachwissenschaft die gewohnten Wege noch lange weiter wandelt, und bis wichtigere Fragen das wirkliche Leben des wissenschaftlichen Geistes für sich in Anspruch nehmen.

Fast die wichtigsten Fragen, die dieser Krieg uns gestellt hat, fallen einer Wissenschaft zu, die bisher an keiner deutschen Hochschule einen ordentlichen Lehrstuhl besaß: der deutschen Volkskunde. Was darin an Einzelarbeit geleistet wurde, so im allgemeinen in Verfolgung älterer wissenschaftlicher Fragestellungen, wird noch zu erwähnen sein. Jetzt plötzlich forderten die Verteidigung gegen fremde Vorwürfe und die Rechtfertigung des eigenen Handelns eine Antwort auf die tiefste und letzte Frage: Was ist deutsche Eigenart? Eine fast unübersehbare Reihe von Reden und Aufsätzen erschien, Männer wie Troeltsch, Eucken, Wilhelm Wundt, Roethe, Natorp u. A. bemühten sich darum.[1]) Doch die Bedeutung all dieser Arbeit liegt im Grunde nur darin, daß die Einzelwissenschaften, deren Vertreter sich hier zu Worte meldeten, also Philosophie, Literaturgeschichte, Kunstgeschichte u. s. f., sich endlich auf die lange vernachlässigte Frage besannen, was die Eigenart deutscher Weltanschauung, deutscher Dichtung, deutscher Kunst u. s. w. sei. Beispielsweise in der Literaturwissenschaft war vorher kaum mehr vorhanden als eine auf recht allgemeine Ergebnisse beschränkte Abhandlung Richard M. Meyers („Deutsche Charaktere“) und die Darstellung Wychgrams in Hans Meyers Sammelwerk „Deutsches Volkstum“ (jetzt auch in Meyers Volksbüchern einzeln zu haben), die viel mehr Beachtung verdient, als ihr offenbar zuteil geworden ist.

Die genannten Vorträge und Aufsätze zeigen aber doch, daß aus den Einzelwissenschaften wieder eine höhere Einheit geboren werden wollte: die Wissenschaft vom deutschen Nationalbewußtsein. Versuchen wir, uns ihr Arbeitsgebiet nicht nach den Stoffen, also nach den jetzigen Fachwissenschaften, einzuteilen, sondern durch eine Betrachtung der bisherigen Leistungen auf dem Gesamtgebiet, so ergibt sich das folgende Bild. Wir setzen dabei vorläufig für Wissenschaft vom deutschen Nationalbewußtsein ein: Geschichte des deutschen Nationalbewußtseins, da sich die bisherige Forschung rein geschichtlich verhalten hat, und da wir tatsächlich in der geschichtlichen Erkenntnis die wichtigste Aufgabe erkennen dürfen; wir sind uns aber bewußt, daß hier wie überall die systematische Zusammenfassung hinzukommen muß, so sehr man sie auch in den Geisteswissenschaften zu vernachlässigen pflegt.

1) Eine Uebersicht versuchte ich zu geben im 3. meiner „Briefe aus Deutschland“ in der Zeitschrift „Schweizerland“ (Chur), 1915.

Der Krieg hat uns mit der ersten größeren „Geschichte des deutschen Nationalbewußtseins“ beschenkt.[1]) Ihr Verfasser Paul Joachimsen stellt in einem Anhang zusammen, was an Vorarbeiten in Betracht kam: da ist neben dem Eingangskapitel von Lamprechts „Deutscher Geschichte“ nur der Torso von F. G. Schultheiß (1893) und einige verwandte Bücher von Klüpfel (1853) und Jastrow (4. Auflage 1891). Außerdem war man bisher nur auf eine Anzahl Festreden angewiesen. Joachimsens neue Arbeit wird am besten gekennzeichnet durch ihren Haupttitel: „Vom deutschen Volk zum deutschen Staat“ — es ist die Geschichte des Erstarkens des Gemeinschaftsgefühls zum Volksbewußtsein und zu staats- und reichsbildender Kraft. Doch neben dieser dynamischen Entwickelung verdient auch der Inhalt des deutschen Volkstumsbewußtseins unsere Beachtung. Was Joachimsen darüber beibringt — es ist auch dies eine reiche, vielfach bis jetzt versteckt gebliebene Ausbeute — bleibt doch Andeutung und mußte hinter seiner eigentlichen Aufgabe zurücktreten. Jener Inhalt des Volkstums nun ist uns, in seinem gegenwärtigen Bestand wie in seiner geschichtlichen Entwickelung, zweifach erkennbar. Zuerst in den Gestaltungen, die er in Kultur und Leben des Volkes hervorgetrieben, durchsetzt und beeinflußt hat, so daß wir Recht, Sittlichkeit, Glauben, Kunst, Lebenshaltung auf deutschem Boden als Zeugnisse eines unbewußten, nicht denkenden und sich selbst erkennenden, sondern handelnden, wirkenden Volkstums betrachten dürfen. Hierin ist nicht nur, wie bereits angedeutet, viele Einzelarbeit geliefert worden, sondern wir besitzen auch das schon genannte Meyersche Sammelwerk mit Mitarbeitern wie Wychgram, Thode u. A. Daneben gibt es aber noch eine andere Möglichkeit, um zu Ergebnissen über den Inhalt des Volkstums und über die Geschichte dieses Inhalts zu gelangen. Grade die Führer unseres Volkes, die „Helden“, haben sich immer wieder Rechenschaft darüber abgelegt, was in ihrem Wollen und Handeln das Deutsche sei. Während auch alle zur vorigen Gruppe gehörigen Untersuchungen über die Eigenart des deutschen Denkens und Forschens hauptsächlich auf Fichte eingehen und ihn als hervorragendstes Beispiel dafür darstellen, wird man in diesem neuen Zusammenhang die Aeußerungen Fichtes, namentlich in den „Reden an die deutsche Nation“ und in den letzten Vorlesungen, heranziehn, wo er selbst die Frage aufwirft, was deutsch ist. Bei allen solchen bewußten Aeußerungen über deutsches Wesen haben wir natürlich zu unterscheiden zwischen der allmählich sich wandelnden und, Hand in Hand mit dem völkischen und staatlichen „dynamischen“ Zusammengehörigkeitsgefühl, erstarkenden Selbsterkenntnis des deutschen Volkes, wie sie eben in der Selbsterkenntnis und den Bekenntnissen der großen Helden und Denker am reinsten vorliegen, und den Versuchen einer Erforschung deutscher Eigenart, die eben nur Vorarbeiten für die heute wieder erwachsende Wissenschaft vom deutschen Nationalbewußtsein sind. Auch Fichte gibt sich, in seinen vorhin genannten Werken, als ein solcher Forscher; aber wie sein ganzes Denken im Grunde religiös ist, so ist auch seine Forschung in Wahrheit Bekenntnis. In wie hohem Maße, wird noch zu erwähnen sein. Die Selbsterkenntnis braucht sich natürlich nicht in einer logischen Beschreibung des eigenen Wesens auszusprechen. Ebenso bedeutsam ist die Wahl und Ausschmückung der allgemein anerkannten Nationalhelden, und sind es die Ideale, die das ganze Volk begeistern. — Eine Quellensammlung der Bekenntnisse habe ich in den ersten Kriegsmonaten in der Diederichsschen Feldpostbücherei herausgegeben;[2]) die geschichtliche Entwicklung habe ich in einem Aufsatz der „Tat“ zu zeichnen versucht.[3])

Kraft und Stoff, nationaler Wille und nationale Selbsterkenntnis, gehen zunächst gemeinsame Wege: vom Gefühl des Andersseins als Andere, Nachbarn oder Feinde, zum Gefühl des eigenen Wertes. Schon von Ariovist und Armin sagt Joachimsen:

> Sie handeln zwar nicht für eine germanische Nation, aber sie fühlen sich als Germanen im Gegensatz zum römischen Wesen. (S. 6.)

1) Paul Joachimsen, Vom deutschen Volk zum deutschen Staat. Eine Geschichte des deutschen Nationalbewußtseins. (Aus Natur und Geisteswelt Bd. 511.) Leipzig, Teubner.

2) Deutsches Volkstum. Bekenntnisse deutscher Helden und Denker. Jena, Diederichs.

3) Die Deutungen der deutschen Eigenart. „Die Tat“, Januar 1916.

Das älteste Selbstbekenntnis dagegen tritt erst hervor, wo eine mächtige Staatsbildung die gleichgearteten Stämme zusammenführt und so die äußere Formung der inneren, seelischen Volkswerdung zu Hilfe kommt, indem sie zugleich ein stolzes Gefühl eigener Volkskraft ermöglicht. Es ist der Prolog zur Lex salica (6. Jahrhundert):

Dies ist das glorreiche Volk der Franken, dessen Gründer Gott selber ist, tapfer in Waffen, seinen Getreuen und Freunden ein Schirm, weise im Rat, edel, vorragend an Schönheit, kühn, schnell, fest im Glauben, frei von aller Ketzerei.

Der Staat, verbunden mit den einzigen Bundesgenossen, die er fand, mit den internationalen Mächten Imperium und Kirche, sollte auch die völkische Entwickelung Deutschlands tragen, wie er es in den romanischen Staaten aus Karls Erbe getan hat. Hier muß Joachimsen zu der alten Frage nach Heil oder Unheil der mittelalterlichen Kaiserzeit Stellung nehmen. (S. 15 ff.) Er zeigt, wie jenes Bündnis unvermeidlich war, also auch notwendig für die Entstehung des Volksbewußtseins, mochten auch die nächsten Folgen, namentlich seit Friedrich Barbarossa, weit von diesem nationalen Ziele abliegen. Und doch ist auch eine unmittelbare nationale Bedeutung vorhanden:

Das deutsche Kaisertum erfaßt die Nation nicht, wie die staatliche Gewalt anderswo, durch allmähliche Heranziehung der Glieder an einen Mittelpunkt . . . Alles, was damit zusammenhängt, eine feste Verwaltungspraxis, ein geordnetes System der Rechtspflege, eine Einigung in Sprache und Sitte hat sich bei uns in der Kaiserzeit nur kümmerlich oder gar nicht entwickelt. Aber das Kaisertum hat die Nation dennoch erfaßt und gebildet, und zwar, indem es durch die einzelnen Stände herabgestiegen ist.

Den Ertrag für die nationale Selbsterkenntnis lehrt uns das berühmte Preislied Walthers von der Vogelweide kennen. Das Kaisertum, dem er als deutscher Ritter mit Leier und Schwert dient, setzt er unbewußt in eins mit dem „völkischen Deutschland“, wo ihm wohl ist, wo er Zucht, Tugend und reine Minne findet.[1])

Drei Jahrhunderte weiter, und abermals rühmt ein deutscher Ritter sein Vaterland und Volk; und abermals ist der Fortschritt über Walther hinaus unverkennbar: Ulrich von Hutten[2]) ist nicht nur Lobredner, sondern auch Warner vor Nationalfehlern; er weiß seine Anschauung im Bilde Armins, das er seinem Volke zuerst schenkt, geschichtlich zu begründen und schöpferisch zu versinnlichen; er scheidet streng zwischen dem spanisch gewordenen Kaisertum und den deutschen Landen. Es ist dies die Frucht der Reichstage von Augsburg und Worms, das positive nationale Ergebnis des Lutherschen Werkes. Denn für die „dynamische Entwicklung“, wie ich sie nannte, bedeutet die Reformation die Abtrennung wichtiger Volksteile und die Zertrümmerung des Reiches, so schön Joachimsen auch zeigt (S. 34 ff.), daß Luther, von einem peripheren Punkte, dem Streben nach Frömmigkeit und Seligkeit, herkommend, doch in dem entscheidenden Punkt seines Lebens die nationalen Kräfte ergriff und von ihnen ergriffen wurde, und daß er als Mensch durchaus nur Züge des deutschen Charakters trägt.

Bis jetzt ging die Geschichte von Volkskraft und Selbsterkenntnis in gleicher Steigung. Jetzt setzt eine merkwürdige Scheidung ein. Dort Verfall, Auflösung, Uebergang (S. 40). Aber obwohl der große Krieg Deutschland zerreißt und zugleich Sitte, Sprache, Kunst verwelscht — alle diese Schläge lösten in den Wenigen, auf die es grade für die zweite unsrer Werdegänge ankam, ein neues Leben aus. Hinter den Strafreden der Logau, Moschrosch, Grimmelshausen blüht eine klare, wenn auch tragische Erkenntnis deutschen Wesens, die dann von Hutten geradenwegs zu Lessing, Herder und Fichte führt, den großen Höhepunkten dieser Geschichte.[3]) Freilich, genau wie das Erstarken der nationalen Kraft drei eigenwertige Entwickelungen voraussetzt, die Politisierung der Nation, die Einigung in einem Kulturvolk und die Entstehung des preußischen Machtstaates, die sich dann befehden und durchdringen, so sind auch hier selbständige Voraussetzungen für das im Werke jener Männer so überwältigende Ergebnis zu verzeichnen. Soviel ich sehe, sind diese Wege von ihrem Endpunkte aus rückschauend noch nicht genügend überblickt worden. Es handelt sich vor allem um die Schöpfung der Begriffe Volk und Nation; sodann um die Bemühungen von Leibniz und seiner Nachfolger, das Wesen des Menschen zu erforschen — denn sie alle suchten nach dem Menschen und entdeckten den Deutschen, was dann erst einem Manne wie Fichte in der Stunde der Not sich offenbarte. Jedoch das Streben nach der Humanität, das sie alle eint, es wurde auch die Antwort auf die Frage, die in jenen Tagen einer nie dagewesenen geistigen Höhe nachdrücklicher als je gestellt wurde: ob im Lande der Fremdländerei überhaupt eine „Nation“ wohne.

1) Joachimsen S. 23. Deutsches Volkstum S. 1.
2) Deutsches Volkstum S. 2 ff.
3) Zum Folgenden vergl. fortlaufend den angeführten Aufsatz der „Tat“ und das Bändchen „Deutsches Volkstum“.

Lessing stellte sie in der bekannten Stelle am Schlusse der „Hamburger Dramaturgie“; bei Klinger, Goethe und Anderen klingt sie wieder (S. 53). Herder aber fand die Kraft, aus der Not eine Tugend zu machen, den gerügten Mangel zu bejahen und in ihm die schöpferische Eigentümlichkeit des Deutschtums zu entdecken. Die Zeit der Sonderkulturen ist vorbei, die Menschheitskultur beginnt, und Deutschland, das Land der Fremdländerei, wird der Träger der Weltliteratur und der Weltkultur sein. Das wird der „Tag des Deutschen“ sein, die „Ernte der ganzen Zeit“, wie Schiller Herders Gedanken weiterdachte:

Das Humanitätsideal ist zugleich das Ideal der wahrhaft deutschen Entwicklung, die deutsche Nation aber ist in ihren Grundeigenschaften, die Mut und Treue heißen, die berufene Trägerin dieses Ideals, wie ihre Sprache der Ausdruck der Wahrheit ist. Sie ist das Volk der Zukunft; während Frankreich im Verfall ist, steigt Deutschland, und einmal werden die letzten die ersten sein. (S. 51)

Das deutsche Wesen wird also von Herder erkannt als Humanität durch Universalität. Nur eine Deutung hat vermocht, der Herderschen den Rang streitig zu machen; es ist die Fichtes: Deutschtum sei echtes Menschentum durch Ursprünglichkeit. Auch er beachtet, noch mehr wie Herder, die Eigenart der deutschen Sprache. Wie sie Ursprache ist, ist das deutsche Volk Urvolk, Volk schlechthin. Auch er setzt sich mit der von Lessing gefaßten, von Herder erklärten Empfänglichkeit des Deutschen für fremde Kulturen auseinander. Aber nach ihm nimmt der Deutsche nur alle Anregungen von außen auf, um sie durch seine Ursprünglichkeit zu läutern und sie, vertieft und auf ihren wahren Gehalt gebracht, der Welt zurück zu geben. Durch die romanischen Kulturen würden Antike und Christentum auf ewig äußerliche Dinge bleiben; erst deutsche Ursprünglichkeit weiß ihren wahren Kern zu finden.

Das neunzehnte Jahrhundert ist dann im Grunde nur eine Auseinandersetzung dieser beiden klassischen Gedanken. Auf der einen Seite stehen Schelling, Humboldt, Goethe, Bogumil Goltz u. A., heute namentlich Karl Joël; auf der andern Arndt, Wagner, Lagarde, — bis dem Rembrandtdeutschen die bisher schönste Zusammenfassung gelingt. Er ist zugleich ein Abschluß nach einer andern Richtung. Hatten lange Zeit die Deuter und Verfechter echter deutscher Art, ein Wagner und ein Lagarde, Bismarck und den preußischen Geist als „undeutsch“ bekämpft, so gelang es Langbehn, auch sie in sein Bild deutschen Wesens zu fassen. Und so laufen denn schließlich im neuen Reich die beiden Linien, die „dynamische“ und die „inhaltliche“, deutsche Volkskraft und deutsches Selbstbewußtsein, wiederum zusammen.

Reinhard Buchwald

Verschiedenes

Christentum und Kirche in Rußland und dem Orient. Von Lic. Hermann Mulert. (Religionsgeschichtliche Volksbücher 4. Reihe, 22/23. Heft.) Tübingen, Mohr. 77 S. 1, gebunden 1,30 Mk.

Mulert hat den gewaltigen Stoff in meisterhafter Kürze behandelt und uns damit ein im rechten Sinne populäres Buch gegeben. Er behandelt nicht bloß die Geschichte der Kirchentrennung zwischen Rom und Byzanz, den jetzigen Charakter und den Bestand der mannigfaltigen orientalischen Kirchen, sondern geht auch ein auf die Versuche der Union mit Rom und die Beziehungen zum Protestantismus. Sein Urteil ist hier gleichweit entfernt von enthusiastischen Hoffnungen wie von einer schroffen Ablehnung eines Zusammenfindens: ob das vermutlich in der nächsten Zeit eintretende Schwinden des russischen Einflusses auf dem Balkan die weitere Entwicklung der nicht russischen orientalischen Kirchen in abendländischem Sinne beeinflußt, muß abgewartet werden; es paßt durchaus zu der überall vorsichtig abwägenden Darstellung Mulerts, daß er auf solche Gedanken gar nicht eingeht. Neben der Anerkennung:

wir geben in Manchem den Orientalen gegen Rom Recht! wird doch stark betont, daß uns der abendländische Katholizismus, der ungleich stärker praktisch-sozialen Aufgaben zugewandt ist und demselben Kulturkreis wie der Protestantismus angehört, darum doch näher steht. Daß bei dem geringen zu Gebote stehenden Raum manche Wünsche nicht befriedigt werden können, ist ohne Weiteres verständlich; vielleicht hätte aber doch auf die Stellung der orientalischen Kirchen in der Türkei etwas näher eingegangen werden können, da die Kirche hier ohne den Rückhalt des Staates sich am meisten als Volkskirche entwickeln konnte und auch dem Kirchenvolke in Wahlen und Vertretungskörpern eine Beteiligung an der Kirchenleitung gesichert ist. Mulerts Buch wird denen, die nach einem tieferen Verständnis des uns jetzt so nahe gerückten Orients verlangen, eine wesentliche Hülfe sein können.

Ewald Stier

Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern. Von Professor Raimund Friedrich Kaindl. Erster Band: Geschichte der Deutschen in Galizien bis 1772. Zweiter Band: Geschichte der Deutschen in Ungarn nnd Siebenbürgen bis 1763, in der Walachei und Moldau bis 1774. Dritter Band: Geschichte der Deutschen in Galizien, Ungarn, der Bukowina und Rumänien seit etwa 1770 bis zur Gegenwart. Gotha, Fr. A. Perthes 1907—1911. 369, 421, 497 S. 8, 10, 12 Mk.

Das Deutschtum in Galizien. Seine geschichtliche Entwicklung und gegenwärtige Lage. Herausgegeben vom „Bund der christlichen Deutschen in Galizien", Lemberg (Zielonagasse 13) 1914. 202 S. Gebunden 5 Mk.

Das Deutschtum in Galizien. Von D. Theodor Zöckler. Weimar, Alexander Duncker Verlag 1915. 117 S. 1, gebunden 2 Mk.

Mit schmerzlichen Gefühlen liest man in Kaindls gründlichem Werk davon, welche große Rolle einst im heutigen Galizien die Deutschen gespielt haben, als Krakau zur deutschen Hansa gehörte und Veit Stoß dort den berühmten Hochaltar der Marienkirche schuf, als deutscher Gewerbefleiß und deutsches Recht dem Lande zu Blüte verhalfen — und wie dann durch äußere Feinde, mangelnden Zusammenhalt und soziale Gegensätze das alles allmählich fast völlig verschwunden ist. Aber es lohnt sich, diesen Teil der Geschichte Galiziens gerade jetzt zu betrachten, wo deutsche Truppen seit mehr als Jahresfrist in Krakau und Jaroslau an den Denkmälern mittelalterlicher deutscher Kultur vorbeiziehen und zur Verteidigung dieses Landes Leben und Gesundheit hingeben. Sie haben auch jetzt Deutsche dort vorgefunden, freilich nicht die Nachkommen jenes deutschen Bürgertums, sondern deutsche Bauern, die unter Joseph II. und seinen Nachfolgern als Kolonisten in das völlig verwahrloste Land gerufen worden sind. Diese zweite Welle deutscher Besiedlung kam der früheren an Größe nicht gleich, aber immerhin sind es etwa 100 000 Volksgenossen, deren Dasein durch die schweren Kriegsschicksale Galiziens in eine gefährliche Krisis geraten ist.

Das grundlegende Werk über die Geschichte dieser galizischen Deutschen und ihre Lage vor Ausbruch des Krieges hat den Professor an der Czernowitzer Universität R. F. Kaindl zum Verfasser. Sein Buch, das auch vom Deutschtum in Ungarn, Rumänien und der Bukowina berichtet, sollte vor Kriegsausbruch eine ausführliche Besprechung an dieser Stelle erfahren. Da das jetzt nicht möglich ist, soll wenigstens gesagt sein, daß an dieser mit großem Fleiß und warmer Liebe zur Sache geschriebenen Werk Niemand vorübergehen darf, der sich ernstlich mit dem Ergehen der Deutschen im Osten der verbündeten Donaumonarchie befassen will. Und das werden hoffentlich künftig viel größere Kreise unsres Volkes tun.

Wie Kaindls dritter Band, so gibt auch das Sammelwerk des Bundes der christlichen Deutschen ein Bild von dem Zustand der Deutschgalizier vor dem Kriege. Die Absicht war, die Brüder in Westösterreich und dem Reich bekannt zu machen mit dem Dasein und den Schwierigkeiten der zerstreuten und fast vergessenen deutschen Minderheit in Galizien. Es enthält eine Menge (nicht ganz gleichwertige) Beiträge, die einzelnen Siedlungen werden geschildert unter Beifügung zahlreicher Abbildungen, der Kampf um deutsche Sprache und Schule, um politische Rechte, wirtschaftliche Weiterentwicklung und kulturellen Aufschwung wird von denen dargestellt, die in diesem Kampf an führender Stellung standen; in den meisten Teilen, wie es sich bei solchem Zweck von selbst versteht, voll leidenschaftlicher Anteilnahme (aber nie ungerecht), die bei Kaindls wissenschaftlichem Werk nicht so zum Durchbruch kommen konnte. Besonders erwähnt sei die beigefügte gute Karte der deutschen Siedlungen in Galizien.

Stand bei diesen beiden Darstellungen der Kampf deutschen Volkstums gegenüber den umwohnenden Polen und Ruthenen im Mittelpunkt, so ist Zöcklers Bild auf anderem Hintergrund gemalt. Er hat seine Schrift im Krieg geschrieben, mitten in angestrengtester Hilfsarbeit für die nach dreivierteljähriger Russenherrschaft befreiten deutschen Gemeinden. Er kann mit Recht von sich sagen, daß er schreibt aus „persönlichem Erleben nnd der Erfahrung, die sich fast auf ein Vierteljahrhundert innigster Verwobenheit mit der Geschichte des galizischen Deutschtums in der neuesten Zeit gründet." Kaum Jemand war wie er berufen, uns eine solche Darstellung zu schenken; denn wenn das galizische Deutschtum in den letzten 25 Jahren einen kräftigen Aufschwung genommen hat und unter seinen schweren Kriegserlebnissen nicht zusammengebrochen ist, so ist das nicht zum wenigsten seinem aufopfernden, unermüdlichen Wirken zuzuschreiben. Indem er vom Deutschtum in Galizien spricht, schildert er sein Lebenswerk — und wenn ein Anderer dies Büchlein geschrieben hätte, würde sein Name viel öfter genannt werden müssen, als er selbst es tut. Es ist keine Kampfschrift, denn die bestimmte Hoffnung blickt überall durch, daß es mit der Zurücksetzung und Befehdung der Deutschen nach den Erfahrungen des Krieges ein Ende haben wird. Haben sich doch die deutschen Gemeinden als treu und zuverlässig erwiesen und infolgedessen auch besonders schwer unter der Fremdherrschaft gelitten. Freilich, das „Umlernen" geht auch dort nicht so schnell, und auch jetzt zeigen allerhand Vorkommnisse, daß die deutschen Führer weiter auf dem Posten sein müssen. Die Hauptsache ist, daß sie mit Zöckler „ebenso an das gute Recht, wie an die Zukunft des Deutschtums in Galizien glauben". Das sei auch denen unter uns gesagt, die in bester Absicht, aber ohne genügende Kenntnis der Verhältnisse sich bemühen, die Stellung des Deutschtums dort für unhaltbar zu erklären und für Umsiedlung nach anderen Gegenden Propaganda machen. Mit solchem Vorhaben, das doch niemals vollkommen glücken könnte, wäre es allerdings leicht, der deutschen Minderheit in Galizien den Todesstoß zu versetzen. Möge Zöcklers Buch dazu helfen, daß die Notwendigkeit der Erhaltung und Stärkung deutschen Wesens in dem bitterumkämpften Grenzland erkannt wird!

Es kann an dieser Stelle nicht über den Stand des Hilfswerks für die vom Kriege betroffenen Deutschgalizier berichtet werden (Zöcklers Buch bespricht nur die ersten Stadien der Hilfsleistung bis Ende 1915); doch sei darauf hingewiesen, daß zwei sehr lesenswerte und gut geleitete Zeitschriften ständig über den Wiederaufbau und alle Lebensfragen des galizischen Deutschtums berichten: das „Evangelische Gemeindeblatt für Galizien und die Bukowina", geleitet von D. Th. Zöckler (Stanislau, halbjährlich 2,50 Mk.), und das „Deutsche Volksblatt für Galizien" (Lemberg, Zielonastr. 11, vierteljährlich 2,50 Mk.). Unsere galizischen Volksgenossen brauchen Hilfe aus dem Reich, und wir dürfen sie nicht im Stich lassen.

Gottfried Rade

Dem sozialen Frieden entgegen. Rückblicke und Ausblicke von Wilhelm Spiecker. Berlin-Lichterfelde, Edwin Runge 1915. 73 S. 80 Pfg.

Der Bruder des bekannten Präsidenten im Zentralausschuß für Innere Mission und gleich diesem Leiter eines größeren industriellen Unternehmens bringt in diesem Buch — einer Erweiterung von Aufsätzen, die zuerst in der Täglichen Rundschau erschienen sind — den Ertrag seiner jahrzehntelangen Erfahrungen in der Arbeiterwohlfahrtspflege zum Ausdruck. Das Buch ist bemerkenswert wegen der anerkennenden Aeußerungen über die Sozialdemokratie, die „Hunderttausenden ein Ideal gegeben hat, an dem sie sich aufrichten können", und dem Bekenntnis zu den Arbeiterorganisationen, obwohl der Verfasser das patriarchalische System vertritt. Das Entscheidende sind ihm die sittlich religiösen Faktoren, vor allem die soziale Gesinnung: „Die Wurzel alles Uebels ist die verfluchte Geldgier." So kommt er zu dem Ergebnis: „Die soziale Frage ist zu lösen, wenn die Sozialdemokratie zu einer nationalen Arbeiterreformpartei umgestaltet wird, die Arbeitgeber von übertriebenem Herrenbewußtsein heruntergebracht werden, daß sie mit den Arbeitern und ihren Organisationen auf gleichem Rechtsfuß verhandeln, und die Klassenunterschiede und die Klassenverhetzung gebannt werden." Hoffen wir mit dem Verfasser, daß der Weltkrieg uns auf diesem Wege weiter bringt, indem er die Menschen zur dienenden Liebe bereit macht.

E St

Weit hinter den Schützengräben. Von Gertrud Bäumer. Jena, Diederichs 1916. 230 S. 3, gebunden 4,50 Mk.

Die Verfasserin bezeichnet selbst ihr Buch als eine Reihe „gedanklicher Tagebuchblätter", und bei der Durchsicht des Inhaltsverzeichnisses überrascht zunächst die Mannigfaltigkeit und Buntheit dieser Blätter: da stehen gefühlsmäßige Betrachtungen neben sozialpolitischen Erörterungen, geschichtliche Rückblicke neben Tagesforderungen. Aber beim Lesen dieser Aufsätze empfindet man doch immer stärker den sicheren gedanklichen Rhythmus, der sie zusammenhält: von den Vorbedingungen für die gewaltige Kraftprobe des Weltkrieges schreitet die Entwicklung fort durch innere Kämpfe zur praktischen Bewährung und führt schließlich hinauf zu großen neuen Forderungen. Darin gerade liegt der tapfere, ungebrochene Geist dieses Buches, daß die Erfahrungen unmittelbar zu neuen Aufgaben umgeformt werden. So tut Gertrud Bäumer mit ihrem Buche „Heimatdienst" im höchsten Sinne des Wortes und erweist sich selbst als eine der Führerpersönlichkeiten jener „geistigen Schutztruppe", die sie als so wichtig für die innere Rüstung unseres Volkes hinstellt.

Die Forderungen, die Gertrud Bäumer aus dem Zeitgeschehen ableitet, haben dadurch eine so geschlossene Einheitlichkeit, daß sie alle demselben Ziel dienen: der Macht und Größe des Vaterlandes, dessen Wert durch den Krieg mit überwältigender Eindringlichkeit ins Bewußtsein des Einzelnen getreten ist. Diese neuerwachte Staatsgesinnung, das Geschenk einer großen Stunde, darf sich nicht wieder im Alltag verflüchtigen, sondern muß in eine dauernde Kraft umgewandelt werden. Es klingt der Ton einer hochgemuten Askese durch die Mahnung, allen schönen Individualismus, alle selbstgenugsame Persönlichkeitskultur dem Staate zum Opfer zu bringen. Aus neuen Notwendigkeiten und urdeutschen Anlagen erwächst das Ideal eines neudeutschen Bildungstypus, dessen Wesen darin bestehen soll, „geistige Kraft in praktischen Aufgaben anzulegen", eines „Tatmenschentums", bei dem der vertieften Staatsgesinnung eine erhöhte Arbeitsqualität entsprechen muß. Nur bei einer solchen Anspannung aller Einzelkräfte wird Deutschland nach dem Frieden imstande sein, sich mit seiner wirtschaftlichen und geistigen Arbeitsleistung im Wettbewerb der großen Mächte durchzusetzen. Dieses

Ziel der Selbstbehauptung Deutschlands in der Welt hat die Verfasserin zu den verschiedensten Lebensgebieten in Beziehung gesetzt — mag sie der deutschen Mode ihre Wege hinaus auf den Weltmarkt weisen oder schon für unsere Schuljugend eine Einführung in das Verständnis der weltpolitischen Stellung Deutschlands fordern. Und auch die zukünftige Entwicklung der Frau stellt sie ganz unter diesen Gesichtspunkt: sie wird zur Vollbürgerin erst dann werden, wenn sie ihre durch bessere Ausbildung disziplinierte Kraft und persönliche Wärme ungehindert dem Staate zur Verfügung stellen kann, wenn sie also den Kampf um ihre Sonderinteressen, der sie zunächst ganz auf das Gebiet der inneren Politik hingewiesen hat, aufgeben und ihren Einzelwillen dem Gesamtwillen des Staates verschmelzen darf, mit dem er auf den großen Schauplatz der Weltpolitik hinaustritt.

Aber wir würden die Bedeutung dieses Buches nicht ausschöpfen, wenn wir nur seinem Ideengehalt gerecht zu werden suchten. Die Gedanken haben eine Gestaltung gefunden, die sich stellenweise geradezu zur künstlerischen Form erhebt. So ist z. B. „die Frau am Pfluge", die Ouvertüre zu dem Abschnitt „Heimatdienst", ein kleines Meisterwerk schärfster realistischer Darstellungskunst, dessen tiefste Bedeutsamkeit aber auf den mitschwingenden symbolischen Tönen beruht

Hedwig Jahnow

Kleine Mitteilungen. Das „Eiserne Gebet" ist von demselben Verfasser wie das „Gebet in Kriegsangst" in Nr. 14.

Pfarrer Roger Bornand in Moudon, der Herausgeber des Semeur Vaudois, hat sich Mühe gegeben, über die abgehackten Kinderhände, welche die deutschen Soldaten in Belgien auf dem Gewissen haben sollen, die Wahrheit festzustellen. Ergebnis: eine Belgierin, Frau und Mutter von Offizieren, schrieb ihm: Il y a trop de vraies ignominies commises pour permettre qu'on gâte notre belle cause par des inventions et du mensonge. Lutter pour la vérité est encore combattre pour la bonne cause. Auch der belgische Justizminister und Herr Antoine Ernst, Sekretär der Untersuchungskommission, gaben Auskunft: La Commission d'enquête n'a pas constaté l'existence d'actes volontaires de mutilation. Elle ne croit pas, d'après les éléments dont elle dispose, que des faits de ce genre puissent être considérés comme établis. Les témoignages qu'elle a enrégistrés à cet égard manquent de précision; elle n'a pas cru pouvoir en faire état. Dazu Herr Pastor Bonard: Il n'est donc plus permis de parler des mutilations d'enfants comme on l'a fait. — Da uns die Nummer (25) zugeschickt wurde, wollen wir nicht unterlassen, dankend dafür zu quittieren. Aber der verehrte Herr Pastor Bornand würde irren, wenn er meinte, daß wir an dieser seiner Feststellung ein besonderes Interesse nehmen. Wir sind dieser neutralen Polemik und Apologetik, an der wir die rechte Billigkeit andauernd vermissen, vollkommen müde. Sollen wir uns auch dafür bedanken, daß die Semaine religieuse Nr. 23 auf Grund einer höchst unwahrscheinlichen Anekdote uns bezeugt: nicht alle deutschen Frauen billigten es, daß die Gattinnen unsrer Offiziere ihre Männer nach Frankreich begleiten und von dort in Automobilen die Sachen entführen, die ihnen gefallen? Les femmes allemandes n'approuvent pas toutes cette façon d'agir. Wir sind von einem solchen Netz von Verleumdungen umsponnen, daß wir gleichgiltig dagegen geworden sind. Kennt man in der Schweiz die unwidersprechliche Anklageschrift, die Avenarius als 151. Flugschrift des Dürerbundes veröffentlicht hat: „Das Bild als Verleumder"? (Mit 72 Abbildungen. 78 S. 1,20 Mk. München, Callwey.) Hat die welschschweizerische Presse in ihrer Neutralität gewagt, von dieser Schrift ihren Lesern Kenntnis zu geben? Wenn ja, so bitten wir um Nachricht und werden das nur zu gern anerkennen. Soeben hat die Schweizer Illustrierte Zeitung ganz harmlos das Bild einer Kirche hinter der österreichisch-italienischen Front gebracht, mit der Unterschrift: „Die Kirche, welche interessante Wandmalereien aus dem achtzehnten Jahrhundert enthält, wurde von den Italienern zerstört." Wir sind weit entfernt, den Italienern einen Vorwurf daraus zu machen; dergleichen kann im Kriege vorkommen. Aber Daily Graphic verwertet das gleiche Cliché mit folgendem Text: The latest example of Kultur. The interior of a church wrecked by German shell fire on the Westen front. The altar and the beautiful paintings of the Nativity have been destroyed and the church walls only are standing. Vgl. den Berliner „Tag", Illustrierte Beilage vom 11. Juni, wo beide Bilder konfrontiert sind. So wird gearbeitet. Erst nach dem Kriege werden wir die ganze Technik dieser Völkerverhetzung übersehen. Die Neutralen könnten es schon heute. Ich will aber mit etwas Besserem schließen. „Die Eiche" enthält in ihrem Doppelheft 2/3 unter der Ueberschrift Caritas inter arma einen 154 Seiten starken Bericht über unsre deutsche Hilfsarbeit an Gefangenen und Zivilisten auch feindlicher Nationalität während dieses Krieges. Sonst schwer zu überschauendes Material ist hier gesammelt. Die Schweizer Christen werden ihre Freude daran haben. Und ohne damit nun gleich wieder unser Volk glorifizieren zu wollen, möchten wir doch Siegmund-Schultzes Wort zur Sache herausheben: „Vielleicht erreichen wir es von einer späteren ruhig urteilenden Geschichte, daß »Barbar« im Munde der Feinde Deutschlands zu einem Ehrennamen wird." Fürsorge-Eifrige werden in eben diesem Heft eine Anzahl begehrter und wichtiger Adressen finden. „Die Eiche" erscheint Berlin O 17 Fruchtstraße 64. Das Doppelheft 2 Mk.

Für die nebenstehende Bitte um Hilfe gegen die armenische Not brauchen wir unsre Leser nicht erst warm zu machen. R

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Suche für Küche und Haushalt in Heidelberg **gebildetes, junges Mädchen,** das gute Zeugnisse besitzt, bei Familienanschluß und gutem Gehalt. **Frfr. v. Künßberg, z. Z. Saig,** Schwarzwald.

Im **Stiftungsverlag-Potsdam** erschien soeben:

Mutter und Volk
Von **Anna Schellenberg**
80 Pf. (Porto 10 Pf.)

Der Zukunft unseres deutschen Volkes drohen die ernstesten Gefahren, wenn der Wert, den es den Aufgaben und dem Beruf der Mutter zumißt, zu sinken beginnt. Frau Schellenberg enthüllt mit rücksichtsloser Offenheit die Folgen, die sich aus den Forderungen moderner Frauenrechtlerinnen ergeben müssen.

17 jähriges Mädchen aus guter Familie, durch Familienunglück gezwungen, möglichst bald auf eigenen Füßen zu stehen, **sucht Beruf,** am liebsten mit Familienanschluß bei oder in Frankfurt (Main). Das Mädchen ist durchaus zuverlässig, gesellschaftlich gewandt, hat Vorkenntnisse im Röntgen und Krankenbehandlung, wäre daher als Röntgenschwester in Privatklinik sehr geeignet und ist dazu auch sehr geneigt. Auch andrer Beruf (Sekretärin o. ä.) und andre Bedingungen würden angebotenenfalls gern übernommen. Wer kann schnell raten und helfen? Antwort bis 15. Juli erbeten unter **A 18** an die Geschäftsstelle der Christl. Welt.

In **Rauscha,** Kreis Görlitz, ist die

PFARRSTELLE

bald neu zu besetzen. Gehaltsklasse I. Grundgehalt 2400 M.

Bewerbungen nebst Lebenslauf und Zeugnissen sind bis **zum** 10. Juli d. Js. an den unterzeichneten Patron einzureichen.

Görlitz, den 17. Juni 1916

Der Magistrat

Eine außerordentliche einmalige Bitte um Hilfe für unbeschreibliches Elend

Zu den unglücklichsten Opfern des Weltkrieges gehören jene Völker, die, auf fremde, benachbarte, einander feindliche Staaten verteilt, in deren Kämpfen zerrieben werden. Wir rufen das Erbarmen der deutschen Christen für die Not der **Armenier** an.

Als christliches Volk unter islamischer Herrschaft stehend, waren die in der Türkei lebenden Armenier von jeher auf den Schutz und Beistand der europäischen christlichen Völker angewiesen, die leider diesen Einfluß nur zu oft unter dem Schein der Selbstlosigkeit und christlichen Humanität mißbrauchten, um eigene wirtschaftliche und politische Ziele zu verfolgen, und zwischen den christlichen Schutzvölkern und ihrer türkischen Obrigkeit das Mißtrauen und die Abneigung noch nährten. Abzumessen wie die Schuld an dem Elend, das heute zum Himmel schreit, sich auf die einzelnen zusammenwirkenden Faktoren verteilt, steht uns nicht zu. Wir erheben unsere Stimme nicht, um irgend eine Seite anzuklagen. Wir stehen erschüttert vor einer der furchtbarsten Katastrophen, die die Geschichte kennt, und suchen als Christen Hülfe für ein sterbendes christliches Volk.

Im Verlauf der kriegerischen Ereignisse ist die armenische Bevölkerung aus den Provinzen Ost- und West-Anatolien, Cilicien und Mesopotamien, d. h. mehr als eine Million Menschen, gewaltsam verschickt worden. Wie zahlreiche Berichte von Augenzeugen einwandfrei und übereinstimmend dartun, sind bei dieser Deportation Hunderttausende umgekommen, und noch heute rafft der bitterste Mangel ungezählte Scharen, zumal von Frauen und Kindern, dahin. Eine der ältesten christlichen Kirchen, ein Volk, dem die Teilnahme der deutschen Christen seit lange gehört, droht unterzugehen.

Wir würden es nicht wagen, in dieser Zeit, da so viel eigene Not in der Heimat und unter unsern deutschen Brüdern in fremden Ländern unser Volk in Anspruch nimmt, für fremden Mangel die deutschen Christen aufzurufen, wenn hier nicht ein Elend ohne Gleichen uns dazu zwänge. Mit der Liebe zum eigenen Volk und der Treue gegen unsere Bundesgenossen muß auch das christliche Gemeingefühl, die Bruderliebe derer, die eines Glaubens sind, zum Recht kommen dürfen. Gerade wir, die wir Freunde und Bundesgenossen der Türkei sind, wir deutsche Christen, würden dereinst nicht mit ruhigem Gewissen auf diesen Krieg zurückblicken können, wenn wir uns nicht bereit fänden, unsern Glaubensgenossen im osmanischen Reich in äußerster Not zu helfen.

Einzelheiten über diese Not mitzuteilen, verbietet die gegenwärtige Lage. Wir wagen es zu hoffen, daß man auch ohne solche Schilderung uns glaubt, daß unsere Bitte dringlich und wohlbegründet ist, und wir Wege für schnelle, wirksame Hülfeleistung zu suchen wissen werden. Eine einmalige, reichliche Gabe, durch die aber die Unterstützung anderer christlicher Liebesarbeiten und Missionen nicht gekürzt werden darf, bitten wir mit dem Vermerk „Armenierhilfe" an den mitunterzeichneten Direktor A. W. Schreiber, Steglitz, Humboldstr. 14, zu schicken. „Stärke das andere, das sterben will!"

Im Mai 1916

Missionsdirektor D. Karl Axenfeld-Berlin   Prof. D. G. Haußleiter-Halle
Missionsinspektor Held-Wiesbaden
Missionsdir. Bischof Hennig-Herrnhut   Prof. D. Julius Richter-Steglitz
Pastor Röbbelen-Hermannsburg
Missionsdirektor a. D. August Wilhelm Schreiber-Steglitz
Pastor Gottfried Simon-Barmen   Pastor Ewald Stier-Marburg

Evangelische Kurprediger gesucht für die Monate Juli, August bis 15. September von Thermalbad Hofgastein. Näheres durch **Hermann Nägelsbach**, Buchhändler, **Hofgastein** (Salzburg).

Jüngeres kinderloses Pfarrehepaar möchte **Kriegswaise** (Vollwaise), gesundes Mädchen im Alter von 2—3 Jahren, an Kindesstatt annehmen.
Angebote unter R M an die Schriftleitung erbeten.

Krüger & Co., Abt. Antiquariat und Sortiment, Leipzig XII, Liebigstr. 9, liefern bei 1/4 jährlicher Teilzahlung Bücher, Musikalien meist umgehend. — Antiquariats-Katalog postfrei, Ankauf und Tausch.

Leichte Beschäftigung gegen freie Station in guter Familie oder Anstalt, an der Ostsee oder sonst in **gesunder** Gegend sucht zu 15. 7. oder 1. 8. gebildete Dame, Anfang 30, in **Kinderpflege** ausgebildet, in **Haushalt** und **Buchführung** erfahren, auch als **Gesellschafterin** geeignet. Angebote an **Prof. Schuster, Hannover**, Kantplatz 2.

Landbewohner helft!

Dieser Aufruf möchte an das Herz aller Landbewohner Deutschlands dringen. Wir bitten um Hilfe für die deutsche Großstadtjugend der ärmeren Bevölkerungsschichten. Diese Kinder wollen wir aufs Land nehmen, wo reinere Luft weht, wo die Ernährungsschwierigkeiten geringer sind.

In der Großstadt werden die Lebensmittel immer knapper, die Arbeiterfrau kann sie sich, selbst für Geld, oft kaum beschaffen, und wie gering sind ihre Mittel im Verhältnis zu den hohen Preisen. Während viele Frauen, deren Männer im Felde stehen, den Tag über auf Arbeit gehen müssen, verwahrlosen daheim ihre Kinder. Sie schließen des Morgens die Wohnung ab, oft genug die Kinder ein. Oder diese treiben sich auf der Straße umher. Was sie dort lernen und sehen, weiß jeder, der mit offenen Augen einmal durch die Arbeitsviertel ging. Körperliche Unterernährung, seelische Vergiftung bedrohen so einen großen Teil des wertvollsten Gutes, das Deutschland hat, seine Jugend.

Wie helfen? Nehmen wir Landbewohner in dieser Kriegszeit für einige Monate in jedes Haus ein Großstadtkind. Das klingt unausführbar, aber wer es erlebt hat, wie unsere Landarbeiter, unsere Bauerfrauen warm werden, wenn man ihnen die Not der Großstadtkinder schildert, der hat erfahren, daß es sich um Ausführbares handelt.

Auf einem Gute Pommerns wurden die Dorfbewohner zusammengebeten und gefragt, wer bereit sei, gegen Entschädigung ein Kind aufzunehmen. Der Erfolg überstieg alle Erwartungen. Die überwiegende Mehrzahl — gleich 26 — zeigten sich bereit. In andern Dörfern ging es ebenso. So sind im Greifenberger Kreise schon 200 Kinder untergebracht, im Naugarder Kreise gegen 1000 Stellen angemeldet.

Können denn diese Familien noch ein fremdes Kind ernähren? Gewiß sind nach 2 Jahren Krieg keine größeren Lebensmittelvorräte mehr vorhanden, aber ein Mitesser mehr wird kaum empfunden, da man über kleine Hilfsmittel verfügt, die dem Großstädter fehlen. Die Entschädigung von 14,25 Mark monatlich ist eine willkommene Beihilfe.

Die Kinder, wir erlebens seit einem Monate täglich, blühen auf, fühlen sich wohl und die Pflegeeltern haben ihre helle Freude daran.

Es muß sich nur in jedem Dorfe eine Persönlichkeit finden (vielleicht die Guts-, Pastoren- oder Lehrerfrau, die Gemeindeschwester), welche die Landfrauen gewinnt, die Kinder passend verteilt und in mütterlicher Fürsorge überwacht. Nicht jedes Kind paßt in jedes Haus und nicht jedes Haus ist geeignet für fremde Kinder.

Als zweckmäßig hat sich erwiesen, wenn in jedem Kreise eine Dame die Anmeldungen aus den verschiedenen Dörfern sammelt und weiter gibt an die Deutsche Zentrale für Jugendfürsorge, Berlin N, Monbijouplatz 3. Die Zentrale gewährleistet: 1. sorgfältige ärztliche Untersuchung der Kinder vor der Abreise; 2. monatliche Zahlung von 14,25 M.; 3. freie Reise; 4. ausreichende Kleidung; 5. Versicherung gegen Sachschaden; 6. gewissenhafte Auswahl der Kinder in körperlicher und sittlicher Beziehung; 7. Zurücknahme, falls sich ein Kind als ungeeignet erweist.

Wünsche in Bezug auf das Alter der Kinder werden nach Möglichkeit berücksichtigt. Nur in Ausnahmefällen werden Kinder über 12 Jahre abgegeben.

Die Schulverbände haben sich bereit erklärt, die schulpflichtigen Kinder gastweise in den Schulen aufzunehmen.

Auch in unserer Kreisstadt nahmen auf Anregung des Bürgermeisters Ackerbürger Berliner Kriegerkinder auf. Andere Familien und Vereine der Stadt übernahmen sogenannte Patenstellen. Sie geben etwa erforderliche Zuschüsse.

Als besonders wirksam hat sich gezeigt, wenn die Gutsbesitzer mit gutem Beispiel vorangehend selbst Kinder in ihr Haus aufnehmen.

Da die Geldmittel der Zentrale der großen Aufgabe gegenüber naturgemäß unzureichend sind, ist der Mitunterzeichnete Landrat von Thadden-Trieglaff bei Batzwitz in Pommern gern bereit, Geldgaben für die Zentrale zu vermitteln.

Unsere Hilfsarbeit ist ein Tropfen auf den heißen Stein, wenn sich nicht noch viel weitere Kreise an ihr beteiligen! Es gilt die Erhaltung großer Werte für Gegenwart und Zukunft, es gilt den draußen kämpfenden Vätern die Gewißheit zu verschaffen, daß ihre Kinder daheim keine Not leiden.

Es gilt schnelle Hilfe.

Die Landbewohner können hier helfen.

Greifenberg in Pommern, Juni 1916

Frau von der Marwitz-Rützow
Frau von Blankenburg-Zimmerhausen
Schwester Gräfin Selma Groeben
Bürgermeister Goehtz Landrat von Thadden-Trieglaff

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Evangelische Freiheit

Monatsschrift für die kirchliche Praxis in der gegenwärtigen Kultur

in Gemeinschaft mit Professor D. F. Niebergall in Heidelberg, D. G. Traub in Dortmund, Pfarrer Lic. J. Jüngst in Stettin und vielen anderen Vertretern der modernen Theologie herausgegeben von

Professor D. **O. Baumgarten** in Kiel

In diesem Jahre erschienen bis jetzt 6 Hefte, von den Kriegsheften das 18. bis 23. Heft bildend.

Inhalt von Heft 1 (18. Kriegsheft)

Notizen. — Kriegsgewinn. Eine Laienpredigt von A. Hahn, Stuttgart. — Wohltun. Eine Laienpredigt von A. Hahn, Stuttgart. — Begräbnisrede für einen gefallenen 19jährigen Kriegsfreiwilligen. — Betrachtungen zum Dorfpredigtproblem während des Krieges. Von Pfarrer Beller in Wahlen, Kreis Alsfeld, Hessen. — Glaube und Aberglaube im Kriege. Von Diakonus Weyrich in Weimar. — Aus Siebenbürgen. — Kirchliche Chronik: Die Aufgaben der Zeit unmittelbar nach dem zu erhoffenden Friedensschluß. Naumanns Mitteleuropa und der Kulturprotestantismus. Eine päpstliche Kundgebung und der Burgfriede. Dessen tiefere Begründung durch protestantische unbefangene Forschung wie Scheels Luther. Von Prof. D. O. Baumgarten.

Inhalt von Heft 2 (19. Kriegsheft)

Notizen. — Kriegsseelsorgefälle. Van Lic. J. Jüngst in Stettin. — Professor und Arbeiter. Was sie beide für nötig erachten. — Erlebnisse und Erfahrungen im Feld und Lazarett. — Die Steuerfreiheit der Geistlichen. Von Pfarrer Gerhard Freybe in Barver. — Kirchliche Chronik: Auseinandersetzung mit Rade's Schrift: „Die Kirche nach dem Kriege". Von Prof. D. O. Baumgarten

Inhalt von Heft 3 (20. Kriegsheft)

Notizen. — Konfirmationsrede (Exaudi 1915. Kol. 3, 28). Von D. Friedrich Meyer, Professor an der Fürstenschule in Grimma. — Grabrede von der Front. Von Predigtamtskandidat Leutnant d. R. Th. Krueger. — Deutsche Dichtung im Gottesdienst, speziell für Kriegspredigten. Von Pfarrer A. Hosenthien, Werkleitz. — Zur Würdigung unserer Kriegsfrömmigkeit. Ein Kriegsvortrag von Pfarrer Pauli in Reichardtswerben. — Noch einmal: Was dünket euch um Christus? mit Beziehung auf unsere deutsche Jungmännerwelt. Von Pfarrer Lic. Kühner in Waldkirch. — Kirchliche Chronik: Kritische Analyse von Walter Hoffmanns „Sozialer Neubau nach dem Kriege" und Gottfried Naumanns „Kriegserfahrungen der Kirche". Resultat: bescheidenere Erwartungen! Von Prof. D. O. Baumgarten.

Inhalt von Heft 4 (21. Kriegsheft)

Notizen. — Predigt gehalten am Totenfest 1915 in der Schloßkirche zu Mergentheim von Lazarettpfarrer Dr. Beißwänger. — Entwurf einer Andacht über Lukas 19, 42 a. Von Pfarrer Kamm in Nimburg, Großh. Bad. — Grabrede am Grabe eines kriegsgefangenen französischen Alpenjägerleutnants, gehalten von Stadt- und Garnisonpfarrer Krauß in Weingarten bei Ravensburg 9. Febr. 1916. — Stoff für die Christenlehre. Von Pfarrer Paul, Kandern i. B. — Zur Würdigung unserer Kriegsfrömmigkeit. Ein Vortrag von Pfarrer Pauli in Reichardtswerben bei Weißenfels (Schluß) — Kirche und Kriegerheimstätten. Ein Ruf an unsere evangelische Kirche und ihre Glieder. Von Lic. theol. Wilh. Fresenius, Feldgeistlicher. — Kirchliche Chronik: Auseinandersetzung mit Tilemanns „Woher das Selbstgefühl der Engländer?" Es zu brechen ist eine Hauptaufgabe des Krieges. Von Prof. D. O. Baumgarten.

Inhalt von Heft 5 (22. Kriegsheft)

Notizen. — Aus einer Soldatenpredigt. Von Pfarrer Strohl in Colmar i. E. — Psalmenpredigten für die Kriegszeit. Von Pfarrer Albert Hosenthien in Werkleitz. — Seelsorgerliche Gutachten in der öffentlichen Jugendfürsorge. Von Pfarrer Resch, Grimma i. Sa. — Krieg und Kinderhort. Von Pfarrer H. Heim in Lennep. — Gibt es Christentum ohne Christusglauben? I. — Kirchliche Chronik: Beurteilung der Antwortnote an Nordamerika. Rückwirkung auf die Entwicklung der Sozialdemokratie. Analyse des Werkes: „Deutsche Kultur, Katholizismus und Weltkrieg" I. Von Prof. D. O. Baumgarten.

Inhalt von Heft 6 (23. Kriegsheft)

Notizen. — Pfingsten im zweiten Kriegsjahr. Von Professor D. Baumgarten. — Das deutsch-evangelische Einheitsgesangbuch. Von Pastor Denker. — Gibt es Christentum ohne Christusglauben? II. — Aus der religiösen Gedankenwelt des Soldaten im Felde. Von Pfarrer Strecker. — Woher der Fehlschlag des „Oeffnens der Kirchentüren"? Von Lic. J. Jüngst, Stettin. — Kirchliche Chronik: Analyse von „Deutsche Kultur, Katholizismus und Weltkrieg" II. „Friede auf deutscher Erde". Von Prof. D. O. Baumgarten.

Abonnementspreis der Evangelischen Freiheit M. 6.— im Jahr. Einzelne Hefte 75 Pfg. — Bei Abonnement auf die Kriegshefte allein M. 3.60 für das halbe Jahr

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.